

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXI. Jahrgang.

Heft 8.

Mai 1899.

Afrikas Angliederung an die europäische Culturwelt.

Von Dr. Rob. Kunze.

Unter den mannigfachen Veränderungen, die das 19. Jahrhundert in der ganzen Culturwelt hervorgerufen hat, nimmt keineswegs Afrika die letzte Stelle ein. Erst in sehr wenigen Gebieten wissenschaftlich erforscht, nur an einzelnen Stellen mit europäischen Siedelungen besetzt, so trug Afrika vor 100 Jahren den Titel des schwarzen Erdtheiles mit weit größerem Rechte als heute; denn schwarz war seine Bevölkerung und dunkel des Europäers Vorstellung von seinen geographischen und sonstigen Verhältnissen. Wie hat sich dies in 100 Jahren geändert! Kein größeres Gebiet besteht, wohin unsere Forscher nicht gedrungen wären, viele Hunderttausende von Europäern haben ihren Wohnsitz dort genommen, und die Karte zeigt anstatt der weißen und schwarzen Flecken fast überall die europäischen Farben. Fast vollendet ist Afrikas Auftheilung unter die europäischen Mächte; deshalb lohnt es sich schon, einen Gesamttrückblick auf diese Angliederung an die moderne Culturwelt zu werfen, wobei wir uns in manchen Punkten auf zwei frühere Abhandlungen (s. „Rundschau“, Jhrg. XX, S. 364 ff., und Jhrg. XXI, S. 155 ff.) beziehen können, welche den französischen und englischen Afrikabesitz entwickelungsgeschichtlich verfolgten.

Mit Absicht sagten wir vorher „moderne“ Culturwelt, denn man muß sich vergegenwärtigen, daß die ältesten Denkmale aller Cultur, insbesondere des Bestehens einer geschlossenen Staatsbildung, thatsächlich auf afrikanischem Boden zu suchen ist, d. h. in Aegypten, wo schon mehrere Jahrtausende, bevor Griechen, Römer und Karthager in geschichtliche Erscheinung traten, ein geordnetes Staatswesen mit hoher Entwicklung technischer Culturmittel bestand. Erst infolge des Aufschwunges der Griechen unter Alexander dem Großen und nachmals des römischen Weltreiches verlor Aegypten mehr und mehr seine beherrschende Stellung und versank ungefähr mit Beginn der christlichen Zeitrechnung in Abhängigkeit von Europa. Fünf Jahrhunderte lang stand es nun unter Roms Oberhoheit; die zeitweilige Invasion eines deutschen Stammes, der Vandalen, um 430, endete mit der Eroberung Nord-Afrikas durch die Byzantiner, denen es zwei Jahrhunderte angegliedert blieb. Dann begann gegen Ende des 7. Jahrhunderts das Hereinströmen der Araber, die so unaufhaltsam vordrangen, daß sie das ganze nördliche und centrale Afrika in Besitz nahmen und bis circa 1500 n. Chr.

den Erdtheil vom Mittelmeere bis zu den großen Seen, vom Atlantischen bis zum Indischen Ocean durchsetzt hatten. Europa hatte in dieser mittelalterlichen Zeit viel zu viel mit sich selbst zu schaffen, als daß es die Erbschaft Roms und von Byzanz auch in Afrika hätte anstreben können; nach der großen Völkerwanderung vom 3. bis 5. Jahrhundert währte es lange Zeit, ehe ein festes Staatengebilde sich herausbildete, und wo es, wie auf deutschem Boden, zeitweise bestand, da wurden seine Herrscher theils durch innere Parteikämpfe, theils durch Ziele falschen Ehrgeizes von den großen Culturaufgaben abgelenkt. Und doch kam auch diese Zeit! Um die Mitte des 11. Jahrhunderts wurde auch im deutschen Volke der Expansionsdrang stärker und stärker, er ging aber nicht nach Süden, sondern nach Osten und die Päpste waren klug genug, diesem Drange Rechnung zu tragen und ihn auf die christliche Wiedereroberung des heiligen Grabes zu lenken. So begannen die Kreuzzüge! Fast die ganze abendländische Culturwelt war an ihnen theilhaftig. Welch ungeheurere Massen dabei in Bewegung kamen, erhellt wohl aus dem Umstande, daß ein zeitgenössischer Schriftsteller, Gerhoh, die Theilnehmer nur eines Kreuzzuges, des zweiten, auf 700.000 schätzt. Es ist bekannt, daß die Kreuzzüge im wesentlichen ohne Erfolg blieben; wenigstens wurde die Eroberung Klein-Asiens nicht erreicht, im Gegentheile drängte der Islam vom Osten zum Westen hinüber, und mit der Eroberung von Byzanz (1453) ging das oströmische Reich zugrunde und der Uebersiedlung europäischer Massen nach Osten war für absehbare Zeit eine Schranke gesetzt.

Aber der Drang bestand fort! Und auch jetzt richtete er sich nicht nach Süden, nach Afrika, sondern man strebte auch ferner nach Osten, nach Indien, dessen Producte schon lange ihren Eingang in Europa gefunden hatten. Dazu blieb nur der Seeweg offen, und nur tüchtige Seefahrer konnten eine solche Aufgabe sich stellen. Venedig und Genua hatten ihren Höhepunkt dazumal schon überschritten, die Portugiesen und Spanier dagegen standen im Seedienste obenan, und gerade den ersteren gebührt das Verdienst, diesen Seeweg nach Ost-Indien gefunden und damit gleichzeitig dauernde Beziehungen Europas zum mittlern und südlichen Afrika geschaffen zu haben. Gonzales und nachmals Cadamosto drangen bis zur Goldküste vor, Diego Coão (1486) bis zur Congomündung und im selbigen Jahre Bartolemeo Diaz bis zum Cap der guten Hoffnung, bis schließlich Vasco da Gama auch die Ostküste Afrikas entlang fuhr und 1498 die erste Seefahrt nach Ost-Indien vollendete.

Ihrer Reisen mußte hier gedacht werden, weil die Erwerbung portugiesischer Besitzungen direct und ausschließlich mit diesen Entdeckungsfahrten zusammenhängt. So wurde 1419 Madeira erobert; 1431 entdeckte man die erste Insel der Azoren (Formigas), denen bis 1453 die anderen Inseln folgten; sind sie auch zeitweilig durch Schenkung (1466 bis 1504) in Händen der Königin Isabella von Burgund gewesen und damals von flämischen Emigranten besiedelt worden, so blieben sie doch dauernd bis auf die Jetztzeit im Besitze Portugals, wobei natürlich die Zeit 1581 bis 1640 insofern eine Sonderstellung einnimmt, als damals Portugal einschließlich aller Besitzungen mit der Krone Spaniens vereinigt war. Die Capverdeschen Inseln wurden 1441 entdeckt und 1456 endgiltig besetzt. Nicht viel später kamen die Bissagosinseln mit dem benachbarten guineischen Festlande an Portugal; 1471 wurden die Inseln San Thomé und Ilha do Principe besetzt; 1488 nahm Diego Coão den ganzen Küstenstrich südlich der Congomündung von Ambriz und Mossamedes für die Krone Portugals in Besitz. Aus letzterer Erwerbung ist die heutige Colonie Angola hervorgegangen; 1641 bis 1648 blieb freilich den Holländern die

Küste überlassen, aber sonst wahrte doch Portugal dauernd sein Anrecht darauf und suchte im Laufe dieses Jahrhunderts die Hinterlandsgebiete zu erobern. Eine feste Grenze erhielt die ganze Besitzung erst auf der Berliner Congoconferenz 1885, wobei Portugal größere Gebiete an den Congostaat abtrat und als Entschädigung den Landanadistrict nördlich der Congomündung erhielt; fernere Verträge von 1890 und 1891 mit England und dem Congostaat führten noch zu weiteren Einschränkungen. Im Januar 1498 ergriff Vasco da Gama Besitz von einigen Mündungen des Sambesi, 1508 wurde der Ort Mocambique gegründet, der nachmals der ganzen heutigen Colonie Mocambique den Namen gab. Schon früh drang man dem Sambesi entlang ins Innere, gründete 1632 den Ort Tete, doch blieben die Grenzen unbestimmt. Erst das Vordringen der Chartered Company (Britisch-Südafrikanische Gesellschaft) im Matabele- und Maschonaland veranlaßte 1891 einen Vertrag mit England, laut dessen die Westgrenze nach Britisch-Nyassaland festgelegt wurde, während schon 1884 der Ruvuma als Grenze gegen Deutsch-Ost-Afrika bestimmt war. Es ist bekannt, daß gegenwärtig über die Abtretung der Delagoabai an England Verhandlungen schweben, deren Inhalt aber noch unbekannt ist.

Gegenüber dieser ausgedehnten portugiesischen Eroberung ist der spanische Erwerb ein verschwindendes Nichts. Das mag befremdlich erscheinen, wenn man bedenkt, daß Spanien doch damals Portugal als gleichwerthige Seemacht zur Seite stand und sogar die Entdeckung Amerikas bewirkte. Dies fußt jedoch auf einem Vertrage, den beide Staaten am 4. Mai 1493 unter päpstlicher Sanction abschlossen; er bestimmte eine Abgrenzungslinie, die 100 Leguas westlich von den Azoren (vom Nord- zum Südpol) laufend, alles östlich gelegene Gebiet den Portugiesen, alles westlich gelegene den Spaniern zur Colonisation überwies. Diese Linie wurde im folgenden Jahre (7. Juni 1494) auf 370 Leguas = 1440 Kilometer abgeändert. Dementsprechend entstammt der spanische Afrika- besitz entweder aus Eroberungen vor 1493 oder aus späteren Abmachungen mit Portugal. So waren die Canarischen Inseln schon 1344 von einem Spanier entdeckt und gingen später durch Kauf an Ferdinand den Katholischen über, der die noch nicht besetzten Inseln des canarischen Archipels hinzu eroberte. Fernando Póo war 1471 von dem Portugiesen gleichen Namens besetzt und wurde erst 1778 von Portugal an Spanien abgetreten; hielten auch 1827 bis 1845 die Engländer die Insel zur Bewachung der Sklavenküste besetzt, so verblieb sie doch später bei Spanien. Die gleichen Jahreszahlen 1471 und 1778 gelten auch von der portugiesischen Entdeckung der Anno-Bom- und der CorisKOinseln mit der Festlandsbucht am Cap Juan und deren Uebertragung an Spanien. Im übrigen besitzt dieses in Afrika nur noch die beiden Städte Ceuta und Melilla an der marokkanischen Küste; erstere wurde 1415 von den Portugiesen erobert, ging (wie ganz Portugal) 1581 an Castilien über und verblieb auch nach wiedererfolgter Trennung der beiden Königreiche (1640) in spanischem Besitze. Melilla fiel 1496 in spanische Hände und ist seitdem, ungeachtet aller Kämpfe mit den unwohnenden Risspiraten, deren Eigenthum geblieben.

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts trat in der Aufschlickung Afrikas ein vollständiger Stillstand ein, der eigentlich erst mit Beginn dieses Jahrhunderts wieder einem activen Vorgehen wich. Seinen Grund fand dies in der Ausbeutung des unermesslichen Gebietes, das sich mit der Entdeckung Amerikas der colonisatorischen Thätigkeit ganz Europas öffnete. Den Spaniern folgten alsbald die Portugiesen zum westlichen Continente herüber, und diesen die Holländer, Engländer und Franzosen. Jeder suchte seinen Antheil zu gewinnen, die Franzosen

setzten sich in Canada fest, die Holländer gründeten Neu-Amsterdam, das heutige New-York, die Engländer nahmen vom übrigen Theile Nord-Amerikas Besitz; die Spanier legten sich auf die Ausbeutung Mittel-Amerikas und Portugal faßte Fuß in Brasilien. Nur die Begründung der ostindischen Handelscompagnien hielt den Zusammenhang Europas mit dem mittlern und südlichen Afrika aufrecht; die bedeutendsten unter ihnen, die englische und die holländische Gesellschaft (1600, beziehungsweise 1602 gegründet), nahmen auch von einzelnen Küstenstrichen Afrikas Besitz, natürlich auf Kosten Portugals, dessen Seemacht dazumal schon im Verfall war. Dabei blieben die Holländer im Vortheile; ihnen fiel vor allem das Cap der guten Hoffnung zu (1656), dessen Hinterland sie in der Folgezeit mit Boeren besiedelten. Die Engländer setzten sich an der Goldküste und auf St. Helena fest, während die Begründung einer brandenburgischen Handelscolonie am Guinea-busen (unter Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten) kaum über den Versuch hinauskam. Ueberhaupt blieben alle diese Gründungen ohne nachhaltige Bedeutung.

Erst die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts brachte in die colonisatorische Bewegung neues Leben, und zwar, als durch die Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikanischen Union England sich vom Westen ab- und zum Osten hingelenkt sah; mit aller Thatkraft suchte es sich in Ost-Indien ein festes Absatzgebiet zu schaffen, und damit begann die Erwerbung zahlreicher Inseln und Küstenpunkte, die ihm den Seeweg um Süd-Afrika sicherten. 1795 bis 1815 erwarben die Engländer nacheinander das Capland, die Inseln Ascension, Seychellen, Mauritius und Almiranten und widmeten sich nun der Angliederung Afrikas, wie es schon Seite 155 dieses Jahrganges beschrieben wurde.

Freilich bezog sich ihre Thätigkeit zunächst nur auf Süd-Afrika; Nord-Afrika blieb sich auch fernerhin selbst überlassen; vielmehr hatte Europa dazumal weit mehr die Angriffe Afrikas auszuhalten, als umgekehrt. Bestand doch die Bewohnerschaft ganz Nord-Afrikas aus räuberischem Volke, das der Schifffahrt im Mittelländischen Meere unermesslichen Schaden beifügte. Wer heute die Südostküste Spaniens entlang fährt, sieht dort noch den ganzen Strich am Fuße der Sierra Nevada mit alten Thürmen und Burgen umrahmt; sie erinnern an die wüsten Ueberfälle der marokkanischen und algerischen Seeräuber, ja, bis zur Mitte dieses Jahrhunderts waren nicht weniger als sieben europäische Staaten jenen Raubstaaten tributpflichtig! Ihre unheilvolle Thätigkeit gab auch 1830 den Franzosen den Anlaß, die Eroberung Algeriens zu beginnen; 1834 war sie vollendet. Inzwischen hatten die Engländer die Besiedelung Süd-Afrikas eingeleitet; von Capstadt her wurden die Boeren nach Norden gedrängt, die Kaffern unterworfen und so bildete sich die Capcolonie.

In der Folgezeit beschränkten sich die europäischen Staaten auf Forschungszüge ins Innere Afrikas, woran neben Engländern und Franzosen vornehmlich Deutsche theilhaftig waren; diese Forschungszüge gaben neben der Begründung einzelner Handels- und Missionsstationen die Grundlage für die gewaltige Bewegung, die mit Anfang der Achtzigerjahre auf den afrikanischen Continent übergriff. Frankreich eroberte Tunis (1881) und zugleich gingen Engländer und Franzosen daran, von den Küstenpunkten her Landschaften des inneren Afrika zu durchziehen und unter ihre Oberhoheit zu stellen (siehe die vorgenannten Artikel).

Gleichzeitig lenkte die Entstehung einer afrikanischen Handelsgesellschaft die Aufmerksamkeit der europäischen Großmächte auf sich; 1881 bis 1884 hatte nämlich der englische Afrikareisende H. Stanley im Gebiete des Congo und seiner Nebenflüsse ungeheure Ländermassen erworben, zu deren wirthschaftlicher Ausbeutung er die Internationale Afrikanische Gesellschaft bildete, die er selbst

unter dem Protectorate des Königs Leopold II. von Belgien zu leiten beabsichtigte. Zur internationalen Festlegung dieser Handels- und Besitzrechte trat am 15. November 1884 die Berliner Congoconferenz zusammen; 14 Staaten beteiligten sich daran; ihre Schlußacte vom 26. Februar 1885 erkannte den Congostaat an und gewährleistete seine Neutralität und Handelsfreiheit. Verträge mit Portugal und einige Forschungszüge erweiterten das ursprüngliche Gebiet, das heute eine abgeschlossene Landmasse von 2,252.780 Quadratkilometer umfaßt.

1884 trat auch Deutschland in Afrika auf. Das Bremer Handelshaus F. A. Lüderitz hatte nämlich 1883 im Hafen von Angra Pequena eine Niederlassung begründet und das Hinterland einschließlich der Küste vom Cap Frio bis zum Dranjeflusse käuflich erworben. Dieses Gebiet stellte im Juli 1884 Deutschland unter seinen Schutz, erweiterte den Besitz durch Verträge mit den Häuptlingen des Binnenlandes, sowie durch Vertrag mit Portugal (1886) bis zum Kunenefflusse, und das Abkommen mit England vom 1. Juli 1890 traf endgültige Bestimmung über die östliche Abgrenzung dieses Schutzgebietes, das unter dem Namen Deutsch-Südwest-Afrika heute eine Ausdehnung von 830.000 Quadratkilometer besitzt. Sein werthvoller Hafen an der Walvischbai ist freilich in Händen der Capcolonie (seit 1878) geblieben. Im gleichen Juli 1884 wurde auch ein Küstenstrich an der Sklavenküste, Togo, als deutsches Schutzgebiet erklärt; von dorthin suchte man das Hinterland zu erobern und eine Vereinbarung mit Frankreich und England setzte 1889 für die drei Nachbarcolonien (Goldküste, Togo und Dahome) den neunten Breitengrad als vorläufige Nordgrenze fest. Im Wettbewerbe mit Frankreich erstreckten sich bald weitere Expeditionen nach Norden, zum Nigergebiete hin, deren endgültiges Ergebnis in dem Vertrage vom 23. Juli 1897 zum Ausdruck kam (vgl. Jhrg. XX, S. 178); Frankreich trat einen kleinen Küstenstrich, das sogenannte Monodriedeck, an Deutschland ab, während dieses auf weitere Erwerbungen über den ersten Breitengrad hinaus verzichtete. Hiernach bewußt sich Deutsch-Togo zur Zeit auf 82.300 Quadratkilometer. Aufgabe der Zukunft wird sein, noch mit England über die sogenannte „Neutrale Zone“ Vereinbarung zu treffen, als welche zur Zeit das Gebiet des mittleren Voltaflusses angesehen wird.

Gleichfalls im Juli 1884 schlossen die Hamburger Handelshäuser Woermann und Fauzen & Thormählen einen Vertrag mit den Häuptlingen am Kamerunflusse ab, der ihnen die volle Oberhoheit über die Duallagebiete übertrug; kurz hernach ging diese Oberhoheit in die Hände des Deutschen Reiches über. 1885 und 1886 setzten Verträge mit Großbritannien und 1885 ein solcher mit Frankreich die vorläufigen Grenzen gegen Britisch-Nigerland und Französisch-Congo fest, doch blieb die Hinterlandsfrage vorab noch unerledigt; Kämpfe mit den Eingeborenen und Forschungszüge ins Innere (Adamaua) traten auch hier in Wettbewerb mit Frankreich und England, bis zunächst mit letzterem im November 1893 ein Vertrag zu Stande kam, der im wesentlichen die frühere Grenzlinie bis zum Südufer des Tsdjsee verlängerte, den wichtigen Handelsplatz Zola aber in englischen Händen beließ. Am 15. März 1894 setzte schließlich ein Vertrag die Grenze gegen Französisch-Congo fest, wodurch der Zugang zum Tsdjsee auch Frankreich zugestanden wurde (vgl. Jhrg. XX, S. 365). Der Flächeninhalt von Deutsch-Kamerun wird auf 495.000 Quadratkilometer geschätzt.

Deutschlands Entschluß zur Betreibung praktischer Colonialthätigkeit regte sofort auch private Kreise zu gleicher Thätigkeit an; so bildete sich im Herbst 1884 die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, in deren Auftrage Dr. Karl Peters mit Anderen das Festlandsgebiet des Sultanates Sansibar durchzog und zahl-

reiche Verträge mit den dortigen Häuptlingen abschloß; ebenso hatte sich 1885 freiwillig unter deutschen Schutz das Sultanat Witu gestellt, zu dessen Ausbeutung sich im folgenden Jahre die deutsche Witugesellschaft bildete. Für diesen ganzen Ost-Afrikabesitz brachte der deutsch-englische Vertrag vom 1. Juli 1890 die endgiltige Abgrenzung, wie sie heute noch giltig ist; Witu wurde an England abgetreten und die Inseln Pemba und Sansibar seinem Alleinbesitz überlassen, was man in Deutschland recht abfällig beurtheilte. Am 1. Januar 1891 ging die Verwaltung von ganz Deutsch-Ost-Afrika endgiltig in die Hände der Reichsregierung über.

Zur wirtschaftlichen Ausbeutung des deutschen Afrikabesitzes haben sich in den letzten fünf Jahren zahlreiche Gesellschaften gebildet, und da allerwärts die Eingeborenen in friedlichen Zuständen leben, so wird die culturelle Aufschließung durch Anregung des Karawanenhandels, durch Plantagengründung, durch Ackerbau und Viehzucht, sowie bei Südwest-Afrika auch durch vorsichtige Befiedelung ungehinderte Fortschritte machen können.

Als letzte der europäischen Großmächte trat Italien in Afrika auf; zwar hatte es schon 1881 die Assabai mit der Stadt gleichen Namens am Ausgange des Rothen Meeres unter seinen Schutz gestellt und das Gebiet 1882 zur Colonie ernannt, aber erst 1885 nahm es Anlaß, den kleinen Besitz weiter auszudehnen, und unter Befetzung der Häfen von Bailul und Massaua seine Schutzherrschaft über die ganze Küste von Ras Kasar bis zur Bahetabai zu erklären. Es folgten lange Kämpfe mit Abessinien, die jedoch schließlich den für Italien günstigen Vertrag von Ucciali am 2. Mai 1889 herbeiführten: die Colonie Erythrea wurde in weiter Ausdehnung anerkannt und die Schutzherrschaft über Abessinien zugestanden. Indem Italien nun seinen Einfluß zum Indischen Ocean, durch Somaliland, vorschob, erzielte es im April 1891 einen Vertrag mit England, der den Jubfluß als Grenze gegen Britisch-Ost-Afrika festlegte, während ein weiteres Abkommen (Mai 1894) auch das Gebiet von Zeila und Berbera (Britisch-Somaliland) abgrenzte. Inzwischen hatte schon vorher (1892) der Sultan von Sansibar, unter dessen Herrschaft die Somaliküste stand, endgiltig seine Rechte an Italien abgetreten. Freilich hat sich Italien auf die Dauer dieser Erruugenschaften nicht freuen können. König Melenik von Abessinien und mit ihm die Tigriner und Derwische bereiteten den Italienern seit 1893 andauernd Kämpfe; zwar brachten die Siege bei Agordat (1893) und Kassala (Juli 1894) und über Ras Mangascha (Januar 1895) sie zeitweilig in Vortheil, aber am 7. December 1896 erlitten sie durch die Schoaner bei Adua eine so entscheidende Niederlage, daß im folgenden Jahre der Vertrag von Ucciali aufgegeben und Abessiniens Unabhängigkeit in aller Form anerkannt werden mußte. Ja, Ende 1897 schob Melenik die abessinische Ostgrenze noch weiter hinaus, und zu gleicher Zeit wurde auch Kassala an die Engländer zurückgegeben. Es bleibt abzuwarten, ob die Italiener auf die Dauer wenigstens ihren jetzigen Besitzstand in Erythrea werden behaupten können; zumal man im Heimatlande der Colonialpolitik nur wenig günstig gestimmt ist.

Werfen wir nun zum Schlusse einen Blick auf die Afrikakarte, wie sie dem 4. Hefte dieses Jahrganges beigegeben war, so sehen wir in der That die Eingangsbemerkung bestätigt, daß Afrika fast völlig unter die europäischen Mächte aufgetheilt ist. Wir haben uns dabei zu vergegenwärtigen, daß diese Auftheilung fast völlig erst in den letzten 20 Jahren stattgehabt hat. Von den portugiesischen Colonien und einzelnen Küstenstrichen abgesehen, waren bis 1880 nur Capland und Algier im Besitze europäischer Großmächte, d. h. kaum 1 Million Quadratkilometer; heute ist der nahezu 30 Millionen Quadratkilometer

messende Erdtheil fast ganz unter Europas Oberhoheit. Aber es wäre thöricht zu denken, daß die heutige Abgrenzung der einzelnen Gebiete eine dauernde bleiben müsse; schon ist bekannt, daß im Sommer 1898 zwischen Deutschland und Großbritannien ein Abkommen geschlossen wurde, dessen Inhalt zwar bislang unbekannt geblieben, aber sicher geeignet ist, manche Unwägung herbeizuführen. Was mag in dieser Hinsicht das neue Jahrhundert uns bringen!

Bilder von Bornholm.

Von J. Gebeschus in Greifswald.

Noch nicht gar lange ist es her, seit die Nordlandsfahrten in die Mode kamen, seit jener Zeit aber gehören die allsommerlichen Bornholmfahrten zu dem feststehenden Tourenprogramm zahlreicher Dampfer von Kolberg, Stettin-Swinemünde, Greifswald, Stralsund, Kopenhagen und Schweden. Die dänische Insel bietet nicht allein für die Touristen und Badegäste ein herrliches Versteck mitten im Baltischen Meer, sondern mehr noch für die schönheitstrunkenen Maler, die sich besonders in dem nördlichen Hammergebiet der Insel festsetzen, um von dort ihre Studien zu machen an den grotesken Klippenbildungen der von Felsen umlagerten schönen Insel; mit gefüllten Skizzenmappen kehren die Museenöhne allemal in die Heimat zurück. Das nordische, meerumbrandete Gestade mit seinem imposanten Felsgeklüft, seiner ganzen großartigen, ernsten Scenerie zog schon oft unsere berühmtesten Maler mit magnetischer Kraft an; Friedrich Bressler studirte auf Arkona, auf Rügen das Rollen und Branden der Meereswellen und benützte die dort fixirten Skizzen zu dem herrlichen Cyklus der „Odyssee“ im Weimarer Museum, und Wilhelm Kießtahl kehrte oft nach Rügen zurück zum Zweck erneuter Naturstudien.

Während von der Insel Rügen die blendend weißen Kreidefelsen ins Meer hinausleuchten, erheben sich auf Bornholm dunkle, mächtige Granitmassen, schroff abfallende Felswände und steil aufragende Klippen; der Granit ist überall an der Ost-, Nord- und zum Theile an der Westküste vorherrschend, die Südküste ist dagegen flach.

Die Insel Bornholm, welche 87 Kilometer nördlich von Kolberg liegt, hieß früher Burgunderholm oder Vorgenholm; das Wort „Holm“ bezeichnet ein Eiland, „Holmgang“ bedeutet in der nordischen Dichtung eine Herausforderung zum Zweikampf auf Leben und Tod, und dieser Todesgang wurde nach einer einsamen Insel, Holm, gemacht, wo sich der Zweikampf abspielte.

Die Form der Insel ist ein längliches, etwas verschobenes Viereck von 530 Quadratkilometer Größe, ihre Einwohnerzahl erreicht die Höhe von 40.000, der Hauptort ist Rønne an der Westküste, wo sich eine sehr feine Thonerde findet, die besonders in Rønne zu den beliebten „Bornholmer Terracotten“ verarbeitet wird. Sonst treibt die wohlhabende Bevölkerung Ackerbau und Fischfang und bereitet in den großen Räuchereien die Fischconserven für den Versandt. Außerdem findet ein beträchtlicher Theil der Inselaner in den zahlreichen großen Steinbrüchen Beschäftigung; der Bornholmer Granit ist ein kostbares, gesuchtes Material, das für Monumente, für Bausteine und Pflastersteine nach den großen deutschen Hafenstädten exportirt wird. Wohl zwei Drittel der Insel bestehen aus einem hochgelegenen Granitgneis, am südwestlichen Abhange findet sich Sandstein, im Süden ein Schiefer- und Cementsteinslager. In einigen der zahlreichen Bäche und Flüsse wird ein Bergkry stall gefunden, der

Bornholmer Diamant, und endlich kommt auch Braunkohle vor, doch scheint deren Werth gering.

Die Flora ist eine der norddeutschen verwandte; saftige Wiesen, prächtige Weizenfelder, große Waldungen wechseln ab mit Flüssen und Bächen; Eichen, Buchen, Erlen, Birken, Ulmen, Nadelholz und wilde Rosen gedeihen in üppiger Pracht. Die schroffen Granitfelsen sind ohne jegliche Vegetation und über die Mitte der Insel zieht sich ein breites, sandiges Heideland, Hojlyngen genannt, unter welchem überall der Granitstein hervorsteht und kaum eine andere als die Heidevegetation aufkommen läßt.

Bornholms Fauna ist ebenfalls von der norddeutschen wenig unterschieden; auf den unzugänglichen Klippen nisten Eidergänse, und auf den kleinen Neben-



Die Eysklippen an der Nordküste von Bornholm.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

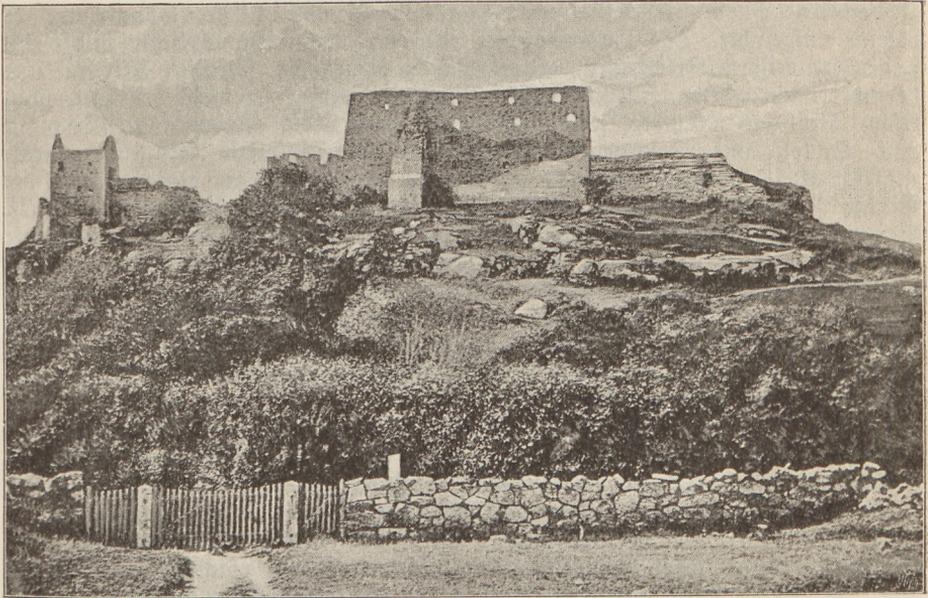
inseln, dem Grassholm und der Christiansö, sonnen sich ganze Schaaren von Seehunden. Rehe, Füchse, Marder, Iltisse und Hasen sind hier heimisch, Hirsche und Störche fehlen, aber Staare, Lerchen, Nachtigallen, Zinken und besonders die nützlichen schwarzen Saatkrahen beleben hier Feld und Wald und Garten.

Gleichwie auf Rügen finden sich auch auf Bornholm zahlreiche Denkmale aus grauer Vorzeit: Bautausteine und Nünensteine; in einige Klippen sind Figuren, Thiere, Linien und Kreise eingehauen und in der Umgegend von Gudhjem wurden alte Grabstätten aufgedeckt; Ueberreste von alten Burgen fanden sich an mehreren Stellen und Thonurnen, Steinwaffen und Geräthe und arabische, griechische und römische Münzen wurden scheffelweise dem Boden und den Hünengräbern enthoben.¹

¹ Vgl. „Nordische Märchen und Sagen“ von J. Gebeschus-Greifswald.

Die Handelsverbindungen Bornholms mit dem Orient waren sicher einst ebenso lebhaft wie diejenigen der Insel Zulu (Wollin) mit der ins Meer gestülpten, großen, reichen Handelsstadt Vineta; auf der pommerischen Insel Wollin fand ein armer Drehorgelspieler ja noch vor zwei Jahren einen arabischen Silberschatz, der den werthvollsten Funden dieser Art zugezählt wird. Es waren arabische Schmucksachen in Filigranarbeit und mehr als tausend Münzen: Dirhems, Drahem, rumänisch Dramura, welche in der Türkei, in Persien und Aegypten gelten; viele der Münzen waren zu dem bekannten Hack-silber — wahrscheinlich Wechselmünze — zerschnitten.

Wechselvoll war das Schicksal aller Inseln und Küstengebiete der Ostsee; Krieg gab's immer, entweder zwischen den Stammesgenossen oder gegen



Ruine von Schloß und Festung Hammershuus.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

mächtige, eroberungsfüchtige Nachbarvölker; auch Bornholm wurde bald von eigenen Königen regiert, bald stand es unter priesterlicher Oberhoheit, dann war es lübeckisches Lehen, 1648 wurde es schwedisch und zehn Jahre später wurde es endgiltig dänisch. Die vier Rundkirchen aus alter Zeit, aus unbehauenen Granitblöcken aufgebaut mit 8 bis 10 Fuß dicken Mauern — wahre Cyclopbauten — hatten ursprünglich wohl eine kriegerische Bestimmung, indem sie als Festungen dienten; die mehrere Stockwerke hohen Thürme, auf Granit-treppen zu ersteigen, haben Schießscharten und bildeten früher gleichzeitig die Waffenkammer. Auch das Castell bei Rønne mit 8 Fuß dicken Granitmanern wurde 1689 aus unbehauenen Granitblöcken aufgeführt, ebenso der 40 Fuß hohe Leuchtturm an der Nordspitze der Insel, von wo man nach der 36 Kilometer entfernten schwedischen Küste hinübersehen kann. In Gudhjem lehnen sich

einzelne Häuser so dicht an den Granitfelsen, daß manche Zimmer direct in den Felsen hineingehauen sind; Aehnliches sah ich am Rhein, in St. Goarshausen, wo der geräumige Keller und die Waschküche unserer Wohnung in den Schieferfelsen hineingehauen waren und nur eine aufgemauerte Wand zeigten.

Auch das Hafengebiet, die Hafensohle, das ganze Hafenbecken ist in Allinge, Gudhjem und Nexö aus dem Granitfelsen herausgeprenzt; mächtige Granitmolen führen weit in die See hinaus.

Im 13. Jahrhundert legte der Bischof von Lund an der Nordspitze der Insel auf dem fast 100 Meter hohen Felsen die „Festung Hammershuus“ an, einen gewaltigen, weiträumigen Bau, der Jahrhunderte lang uneinnehmbar war, aber 1645 dem schwedischen Admiral Wrangel, mehr noch den inzwischen auf gekommenen Feuerwaffen erlag und zerstört wurde; aus ihren Trümmern wurde neben manchem anderen Bau auch die Hauptwache in Köbbe aufgeführt. Das Hammergebiet, in dem Hammershuus liegt, bildet mit seinen malerischen Felsklüften, den eigenartig geformten, schroffen Klippen und der meerumbrandeten, sturmunwehten Nordspitze der Insel wohl den interessantesten Theil des Lilandes, und interessant, denkwürdig ist auch die Geschichte von Schloß und Festung Hammershuus. Der kolossale Granitbau diente zugleich als Staatsgefängnis, in welchem zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Bischof Jons Anderssen Beldenack von Fünen wohnte, welcher gegen Christian II. Verrath geübt hatte. Im 17. Jahrhundert diente es der Prinzessin Leonore Christine, Tochter Christian's IV., als Aufenthalt, deren Gemahl, der dänische Minister Graf Ulfeldt, des Hochverrathes angeschuldigt, auf Hammershuus gefangen gehalten wurde; seine Gemahlin Leonore Christine verbrachte hier fast ein Vierteljahrhundert, sie starb 1698. (Vgl. Ziegler, 2. Auflage.) Graf Ulfeldt starb 1664 in Basel. Später wurde der Goldmacher und Zauberünstler Johann Dippel hier gefangen gehalten.

Am Fuße der Ruine Hammershuus liegt ein herrliches, von Felsen umschlossenes Thal, das Paradies, dessen Name schon die Schönheit dieses Erdenfleckchens bezeichnet. Unter der Schloßruine ist der Sänehafen mit einer tiefen Grotte in dem Felsen, unter den Klippen, in die man bei ruhigem Seegange mit dem Boot gelangen kann; die Grotte ist fast 50 Meter tief. Zu Füßen der Ruine, dem Burgfelsen vorgelagert, ragt ein mächtiger Granitblock aus dem Wasser auf, und diese eigenartig geformte Klippe empfing den Namen „Lövehovderne“ (Löwenköpfe); die Brandung umtost die Klippe und den Uferfelsen mit donnerartigem Brausen und die Wellen rauschen uns alte Sagen von zahllosen Kämpfen und verjunktenen, stolzen Wikinger-Schiffen zu. Ein großer Theil der nordischen Geschichte spielte sich hier vor der kolossalen Festung Hammershuus ab; der Boden ist geheiligt von den Heldenthaten der Nordlandsrecken, von deren Helddenblut der Granitfelsen dunkel gefärbt wurde.

Einige Wochen auf der bolivianischen Puna.

Von Chr. Nasser-Asport.

„Wer Hacendado (d. h. Besitzer einer Hacienda, eines bäuerlichen Landgutes) sagt, sagt Grenzstreitigkeiten, Prozesse,“ lautet ein wörtlich ins Deutsche übersetztes spanisch-amerikanisches Sprichwort, das in unserer Sprache vielleicht

nicht sehr harmonisch klingt, aber in zwei Worten prägnant eine unliebenswürdige Seite des Grundbesitzes ausdrückt.

In Bolivia ist das dem Ausländer so geläufige Wort Hacienda, wenigstens in dem nördlichen, zur Zeit der Eroberung Collao oder Puraca de Umajuyu und heute noch Dmajuyos genannten Landestheil, wenig gebräuchlich. Da spricht man nur von Finca's, und im allgemeinen spricht man von den Grundbesitzern nur als von Proprietarios (Eigenthümern) und nicht als von Hacendados. Es propietario = er hat ein Haus, ein Landgut, vielleicht fünf oder sechs Landgüter.

Das frappirte mich anfänglich, und als gewissenhafter Deutscher mußte ich den Unterschied, wenn es einen zwischen den zwei Benennungen gab, kennen lernen. Ich zog deshalb meinen braven alten, aber ausgezeichneten Franceseon zurathe, und da fand ich unter Hacienda das, was wir darunter verstehen, ein Landgut, und das Wort Finca war mit Hypothek, Grundstück, auf welches man eine Hypothek legt, übersetzt. Das war ominös.

Sollten wirklich die dortigen Proprietarios durchgehends und von jeher so verschuldet sein wie unsere deutschen Landwirthe? Das benähme dem in unserer Romanliteratur so poetisch klingenden und einen gewissen Glanz von Opulenz um sich verbreitenden Wort Hacienda seinen ganzen Reiz.

Leider war es so und ist es so, und die durch die ichtgraue Prosa hervorgerufene Benennung ist ganz gerechtfertigt. Und was das Schlimmste ist, die Hypothekenschuldner wollen oder können recht häufig nicht die Schuldbzinsen von 12 Procent p. a. bezahlen, in der Regel auch nicht das geschuldete Capital zurückerstatten, und da die Grundbücher schlecht geführt sind, so entstehen Proceffe in Menge, weshalb man sich nicht wundern muß, daß es in ganz Süd-Amerika von Doctores juris utriusque wimmelt. Da vergeht kein Tag, wo nicht in den Zeitungen das verehrliche Publicum von einem Gläubiger davor gewarnt wird, sich in den Kauf der oder jener Finca einzulassen, um sich weitere Proceffe und Reclamationen zu ersparen, da um das betreffende Landgut schon ein Proceß geführt werde wegen darauf lastender Hypotheken, Forderungen von Miteigenthümern, Reclamationen behufs Grenzregulirung, Ujurpationen, Rechten von Minderjährigen u. s. w., u. s. w. Die Chicane ist unerlöschlich!

Die Gründung von Hypothekenbanken mit ihren gesetzlichen Prärogativen und strengen, die Chicane einengenden Bestimmungen hat einige Ordnung in dieses Chaos gebracht, und die Versteigerungen von Finca's infolge Nichtbezahlung der Schuldzinsse und Tilgungsquoten sind heute ein nicht unwesentlicher Bestandtheil der täglichen Zeitungsannoncen neben den Anpreisungen von Leberthran, Suchong-Thee, französischen Parfümerien und amerikanischen Patentmedicinen gegen Skropheln, Anämie und Neuralgien; was aber als die segensreichste Wirkung dieser Institute anzusehen ist, ist, daß durch sie nach und nach eine gründliche Regulirung der Besitzverhältnisse herbeigeführt wird.

Nun, mit der Zeit wurde auch ich durch Heirat Besitzer einer Finca auf der Puna, die, wenn auch nicht Hypotheken wie Scheiterbeugen darauf ruhten, doch mit einer kleinen Grenzstreitigkeit behaftet war. Ohne so etwas geht es nun einmal nicht.

Die gemäßigte Puna, im Gegensatz zu der rauhen, selbst an mageren Weidegründen für Lamas- und Alpacasheerden armen Puna, ist die Hochebene der Anden in der Meereshöhe des Titicacasees.

Das an die europäischen Fluren gewöhnte Auge wird indes selbst die gemäßigte Puna für eine Wüste halten, auf welcher sich dem Blick nur jenseitigen

in der Ferne grünliche oder gelbliche Flächen darbieten, aus denen man schließen kann, daß ein Theil der unabsehbaren Ebenen cultivirt ist.

Zu der Nachbarschaft des Titicaca liegt auch Sojata, meine Finca, zwei Stunden von Guarina, dem denkwürdigen Orte, wo am 20. October 1547 der Rebelle Gonzalo Pizarro einen entscheidenden Sieg über die königlichen Hilfsvölker unter Diego Centeno erfocht, ehe ihn sein Schicksal in der Schlacht von Raquraguana ereilte, durch welche die Rebellion der Pizarro ergebenden Conquistadoren gegen die Krone von Spanien ihre blutige Sühne fand.

Im Mai des Jahres 1897 fuhr ich von Chililaya, dem bolivianischen Hafen der Titicacadampfer, in einem Boote nach der zwei Stunden entfernten gegenüberliegenden Bucht von Guarina, wo mich Pferde erwarteten, die mich in zweistündigem Ritte nach Sojata brachten. Das Herrenhaus ist ein ganz einfacher Bau, nur drei Zimmer zu ebener Erde, die aber behaglich eingerichtet sind.

Es gab, bis der Feldmesser eintraf, immer etwas zu thun, deshalb drückte mich in der baumlosen Ebene die Einsamkeit nicht zu schwer, zumal ich Lectüre genug mitgenommen hatte. Früh zu Bette und spät auf ist der kalten Abende und Morgen wegen hier das Lösungswort.

Sojata liegt ungefähr 150 Meter über dem Seespiegel, also nahezu 4000 Meter über dem Meere. Indessen sah ich in den Zimmern das Thermometer selten unter 10° C., und abends bei der Lampe beobachtete ich bis zu 12°.

Das Wetter war immer wunderschön, nur in einer einzigen Nacht drohte ein Schneesturm und regnete es etwa 12 Stunden lang, ohne daß sich aber ein Landregen daraus entwickelt hätte.

Vor dem Gehöfte dehnt sich die Pampa ganz eben aus, lauter Weidenründe, die im Osten von einem Höhenzuge begrenzt sind, hinter welchem die stolze schneebedeckte Gebirgskette vom Illampu bis zum Huayna-Botofi ununterbrochen in ihren mächtigen malerischen Formen hervorragt. Die Fortsetzung dieses Gebirgsrücken bis zum Illimani und den letzten Schneebergen von Araca ist durch die Felsen von Peñas, an welchen die Indianergemeinde gleichen Namens liegt, verdeckt. Prachtvoll ist besonders der Sonnenuntergang mit seinen wechselnden Farbentönen. Der kurzen Dämmerung folgt häufig noch ein schönes Zodiakallicht. Fühlt man sich aber versucht, auch den so überaus klaren Sternenhimmel zu betrachten, so ist es nöthig, den Vicuñaapfel anzuziehen.

Die Ernte war der im Februar gefallenen Fröste wegen schlecht gewesen. Zimmerhin heimste ich gegen 150 Säcke Tischkartoffeln ein, während die bitteren Kartoffeln ganz fehlgeschlagen waren; dann ein wenig Gerste, Quinoa und Lañagua. Glücklicherweise war der Schafbestand nicht zurückgegangen, trotz der sich seit einigen Jahren zeigenden Seuche der Drehkrankheit, die viele Opfer fordert.

Ein Ausflug nach dem eine Legua entfernten Peñas zu einem kirchlichen Feste unterbrach dieses Stillsitzen.

Die Ortschaft liegt, wie es schon ihr Name besagt, am Fuße hoher Felsen, welche der auf beiden Seiten von Bogenmauern (in der Form von Loggias) flankirten Kirche zur Seite dienen. Vor der Kirche ein weiter Platz, auf dem wohl 2000 Indianer mit ihren Mamitas (Weibern) zwischen den vielen Verkäuferinnen von Punaartikeln und den zahlreichen Schnapsbuden ihre Runden tanzte aufführten. Ich bedauerte, kein Amateurrphotograph zu sein.

Der Cura (Pfarrer) schmunzelte, er hatte eine gute Einnahme gehabt und nahm mich mit nach dem Pfarrhaus zum Frühstück. Er hatte noch einige weitere Gevatter aufgegebelt, nicht sehr zum Vergnügen seiner Köchin, die ob der großen Einquartirung ein recht saures Gesicht machte.

Der Cura von Peñas ist ein Unicum im Lande. Wohlwollend für seine Indianer, ein starker Glaubensheld, der gleichzeitig für einen gewiegten Politiker und unerschrockenen Moralprediger gelten möchte, schreibt er fleißig die tollsten und unverdaulichsten Sachen in die Zeitungen zum größten Gaudium der Leser und lebt mit seinem Bischöfe und dessen Umgebung in harter Fehde, besonders, seitdem es ihm mißlungen ist, den Bischof und dessen geistliche Råthe von dem Vorhandensein eines in den Felsen von Peñas ausgedrückten Bildes der heiligsten Jungfrau zu überzeugen, dessen Umrisse sich seiner Phantasie vorspiegeln, wie die abenteuerlichen Gestalten, welche die sich ballenden Wolken eines Abendhimmels dem Auge vorführen. Er hätte gar zu gern aus Peñas ein zweites Lourdes gemacht.

Eine kleine Probe seiner Prosa möge auch den deutschen Leser erheitern: „Dem hochwürdigsten Herrn Bischof haben die paar Worte, die ich unter dem Titel „Geistliche Curie“ veröffentlicht habe, nicht gefallen; er trifft unpassende Maßregeln für die kitzliche Lage, in der er sich, krank wie er ist, durch die Schuld seiner schlechten Rathgeber befindet. Das zu vernehmen ist für ihn wie ein Gewitter gewesen, wie Meereswellen, die in seinem Temperamente Flut und Ebbe erzeugen: welches ist mein Ansehen und das seiner Günstlinge? ist es die Blüthe des Favoritismus und ist es die Art und Weise, nach dem Zünglein der Waage der Gerechtigkeit abzutheilen und abzuwägen? Warum hat er keine große Seele, keine edle Seele? — Napoleon der Große hat die einstigen Beziehungen des Hörsaales, dieser zweiten Bruderschaft, respectirt und einem seiner Mitschüler ein Landhaus in Paris im Werthe von 200.000 Franken zum Geschenke gemacht, aus einem Grunde, den ich hier nicht veröffentlichen will . . .“ und in diesem Tone geht es weiter. Offenbar beklagt sich der gute Cura über die Undankbarkeit seines einstigen Schulgenossen, des Bischöfs. Mit der gleichen Leichtigkeit citirt er Bacon, Bossuet, Bluntschli und Descartes wie die Kirchenväter oder Buffon oder Pufendorf u. s. w. Er hat unstreitig zu viel gelesen und zu wenig verdaut, nichtsdestoweniger ist er ein recht braver Mann.

Einige Tage nach dem Feste besuchte er mich auf meine Einladung hin, aber glücklicherweise in Begleitung des Administrators von Peñas, eines lebenswürdigen gebildeten Mannes, der einen Theil der mich erdrückenden Beredsamkeit mittragen mußte, denn wie er schreibt, so spricht er auch. Die Suade läuft ab wie ein aufgezogenes Räderwerk, stundenlang, wenn sie nicht mit Gewalt aufgehalten wird. Das Menu, das ich ihm aufstichte, hat ihm behagt. Es war aus dem, was (mit Ausnahme der Weine) die Puna bieten kann, zusammengejetzt und von meinem alten indianischen Koch Antonio Vasquez, der mir schon seit 1864 zur Seite steht und seit 35 Jahren nicht mehr aus La Paz herausgekommen war, um seine Heimat, die Puna, wiederzusehen, zubereitet, nämlich:

Kartoffelsuppe mit Semmelcroutons.

Blaugesottene Bogas aus dem Titicaca mit frischer Butter und Salzkartoffeln.

Wachtelsalmis (Wachteln von den Indianern gefangen) mit conservirten Pilzen der Pampa.

Hammelrippen auf dem Rost gebraten mit Soubisetunke.

Quinõapudding.

Peruanischer Weißwein von Ica, chilenischer Rothwein.

Man kann aus den Puna-producten also schon etwas machen. Gewöhnlich essen wir nur eine Fleischsuppe und sonst ein Gericht zum Frühstück um 10 Uhr.

Die Hauptmahlzeit, abends, besteht aus Suppe und Braten mit Compot. Es giebt aber hier eine gute Auswahl, um abzuwechseln: vorzügliches Hammelfleisch, bisweilen ein Schweinchen, wildes und zahmes Geflügel, Eier, Pilze zur Regenzeit, Käse, Butter, Kuh- und Schafsmilch, Quiñoa, Kartoffeln, Chuño (getrocknete Kartoffeln) u. s. w.

In Anbetracht der guten Bewirthung versprach mir der Cura, wiederzukommen und für das Seelenheil meines Sohnes August eine Messe zu lesen. Das that er auch und malträtirte mich dabei unbarmherzig bis 10 Uhr abends, bis ich endlich sagte: „Tata, la noche de luna es hermosissima!“ (Väterchen, die Mondnacht ist zu schön!) Er verstand den Wink.

Wie ich den Indianern versprochen hatte, feierte ich mit ihnen am 24. Juni das Fest des Schutzpatrones der Finca, San Juan, dem ich seit 1892 nicht mehr beigewohnt hatte.

Die Kapelle der Finca hatte ein neues und etwas mehr erhöhtes Dach bekommen, in Folge dessen ich später dann auch den Thurm im Verhältnisse erhöhen lassen muß. Das Innere war neu tapezirt und angestrichen und besonders der Altar festlich geschmückt. Den Thurm zierte eine Menge von Flaggen in den Farben verschiedener Nationen.

Bereits den Tag vorher hatte ein Theil der Colonos (auf der Finca erblich angeessene Indianer), der am tanzlustigsten war, mit Rohrflöten und Tamtams seine Reigen eröffnet und die obligatorischen Kanonenschläge losgelassen. Am Nachmittag kam der Cura von Peñas mit seinem Sacristan an. Er war von den Indianern mit Sang und Klang eingeholt und unter Glockengeläute feierlich nach dem Herrenhause geführt worden.

Nach dem Essen, um 7 Uhr abends, hielt er die Vesper in der glänzend erleuchteten Kapelle ab. Daran schloß sich das Anzünden der Johannisfeuer und das Knattern der Petarden. Hunderte von Feuern brannten auf den benachbarten Höhen, und über ihnen leuchteten durch die Dunkelheit die Schneefelder und Firnen der stolzen Cordillera Real. An dem wunderbar klaren Himmel sahen wir im Norden (in dieser Jahreszeit vollständig) den großen Bären und über uns das südliche Kreuz. Es war bitter kalt, und bald zogen wir uns in das Zimmer zurück und wärmten uns an einem Bierbiere.

Am nächsten Morgen füllte sich der große Platz vor der Kapelle mit Indianerinnen, welche allerlei Lebensmittel, Früchte aus den heißen Jungasthälern und auch Schnaps feil hielten. Bald kamen auch verschiedene Tanzgruppen von Indianern der benachbarten Fincas mit ihren Weibern und Kindern, und dann langten die von mir zum Feste geladenen Gäste, Verwandte und Bekannte, an.

Nach dem Frühstücke läutete es zur Messe. Die Kapelle war gedrückt voll von Indianern mit ihren Mamitas und Kindern, und hunderte knieten vor der Thür, während an der äußersten Peripherie die Tanzenden durch ihren Lärm die Feierlichkeit erhöhen zu müssen glaubten. Vor dem Altare waren, tout comme chez nous, Plätze für die Honoratioren reservirt; für mich der Ehrenplatz mit der Kirchenfahne, welche mein Messe als Fahnenjunker hielt.

Der Cura feierte die Einleitung, dann folgte die heilige Messe, welcher er eine kurze Predigt an die Indianer in der Aymarasprache einlegte, ohne seine Schäfchen aber mit seinem Steckenpferde, den Aussprüchen von Philosophen, Naturforschern und Staatsmännern, zu behelligen. Ich verstand nur so viel, daß er sie als verstockte Einder, Bestien u. s. w. tractirte und sie barsch ermahnte, sich zu bessern und zu befehren, zu beichten und zu communiciren, und haupt-

sächlich dem Patrone, d. h. mir zu gehorchen. Ich konnte indes an meinen Colonos keine große Zerknirschung wahrnehmen; nur einige Mamitas hörte ich schluchzen.

Nun folgte die heilige Handlung, nach deren Beendigung mir das Evangelium nebst Segen und Weihwasser zutheil wurde. Der Administrator von Peñas hatte sein vortreffliches Bandoncon mitgebracht, auf dem er die Messe recht nett begleitete.

Nun stellte man den wackeren San Juan auf eine Tragbahre und trug ihn in Procession um den Platz herum, wo an drei Ecken je ein mit Flitterwerk aufgeputzter Altar errichtet war. Der Cura und ich, der die Kirchenfahne trug, gingen an der Spitze, hinter uns die Gäste, und auf diese folgten die Indianer.

Bei jedem Altar wurde Halt gemacht, der Heilige niedergeknieet, gebetet und gesungen, während das ganze Volk auf die Knie fiel. Mit der Zurückbringung des Heiligen in die Kapelle endete die kirchliche Feier. Gott sei Dank! Es war 2 Uhr geworden und der arme Cura hatte noch keinen Bissen über die Lippen gebracht.

Er ließ es sich nun aber auch desto besser schmecken, und wir schlossen uns ihm bald darauf mit einem regulären Imbiß an, die Indianer bei ihrer wachsenden Fröhlichkeit der Ueberwachung und Aufrechthaltung der Ordnung ihren Vorgesetzten eigener Kaste, den Hilacatas, überlassend. Wie wir hörten, lief auch alles ohne Kauferei und großen Zanf ab.

Mit dem Eintreten der kurzen Dämmerung begann die Hauptmahlzeit, bestehend aus einem im Backofen gerösteten Schweinchen und den auch im Ofen zubereiteten Nebengerichten, Huajtia, d. h. gebackenen Kartoffeln, Ocas, Yucas, frischen Maiskolben und Schafkäsen. Die Gesellschaft, zwölf Personen ohne die Kinder, welche an einem besonderen Tische saßen, war gut aufgelegt. Der Tata Cura nahm den Ehrenplatz ein, der Administrator und ich ihm zur Seite. Er erzählte eine Schurre nach der anderen, wobei ihm seine große Belesenheit treffliche Dienste leistete, und stellte seinen Mann als braver Zecher. Die ganze Gesellschaft, lauter anspruchslose Leute, war überaus heiter und fand Vergnügen daran, sich einmal etwas zu Gute zu thun.

Es war zu kalt, um das gemüthliche Zimmer zu verlassen und draußen den Trubel der unermüdet ihre Rohrpfifen ertönen lassenden Indianer mitanzusehen. Wir blieben beim Nachtrische sitzen und tranken im Lande selbst gebranntes Bier, welches dem importirten fremden in nichts mehr nachgiebt.

Der Administrator holte sein Bandoncon und trug auf ihm die indianischen Huainitas, jene traurig klingenden Lieder aus der Incazeit oder wohl noch einer früheren Periode der Aymaraz entstammend, vor.

Das regte den Cura auf, der mit Leib und Seele zu seinen Indianern hält. Es war interessant, ihn zu beobachten, wie er sich über das Instrument beugte, als wollte er die Töne einsaugen, zuerst leise mitsummt und sie zuletzt mit dem nun auch einfallenden Administrator in klagendem Tonfall laut begleitete. Die Augen der Anwesenden leuchteten, denn die weißen Creolen wie die Mestizen sprachen da alle spanisch und Aymara zugleich, und die Traditionen dieses großen Stammes sind den meisten unbewußt wohl im Blute geblieben.

So verging die Zeit nur zu rasch; ich war erstaunt, als mir der Cura sagte: „Es ist Mitternacht und morgen Vormittag muß ich fünf Leguas von hier eine Messe lesen und zwei Trauungen vornehmen.“ — Ich mußte die Zähigkeit des mindestens 70 Jahre alten Herrn bewundern, der früh in der

Winterkälte wieder vier Stunden weit ritt, um das zu wiederholen, was er heute geleistet hatte, d. h. ohne die comfortable Bewirthung, die ich ihm bieten konnte.

In der Frühe hörte ich nur halb wach durch die Thüre das: „Adios, amigo, adios!“ des Cura und einiger Gäste, die den gleichen Weg mit ihm machten, und als ich um 9 Uhr aufstand, ritten auch die anderen fort.

Gegen 12 Uhr traten meine Colonos an, Tatitos und Mamitas, Männlein und Weiblein, auch die Kinder, wohl 60 Köpfe stark, darunter die Tanzgruppe der Finca im Feststaate mit ihren riesigen Federbüschen auf dem Kopfe und Leopardenfellen auf dem Rücken. Ein Ceremoniell wurde dabei beobachtet, wie etwa bei der großen Cour am kaiserlichen Hofe in Berlin.

Sie brachten vier Zmillas (Mädchen) mit, welche Polleras (Röcke) von selbstgewobenem Wollzeuge in verschiedenen grellen Farben und mit bunten Schnüren verzierte, sattfärbige Zäckchen aus Merinos trugen und die in unzählige Zöpfchen geflochtenen schwarzen Haare mit weißen Glasperlenschnüren durchwunden hatten. Jede trägt bei festlicher Gelegenheit wenigstens fünf Röcke übereinander, so daß sie kugelrund aussehen. Je mehr Röcke, desto größerer Luxus; es giebt welche, die es bis auf acht bringen; fünf müssen es aber wenigstens sein.

Diese vier Zmillas stellten die Festjungfrauen dar.

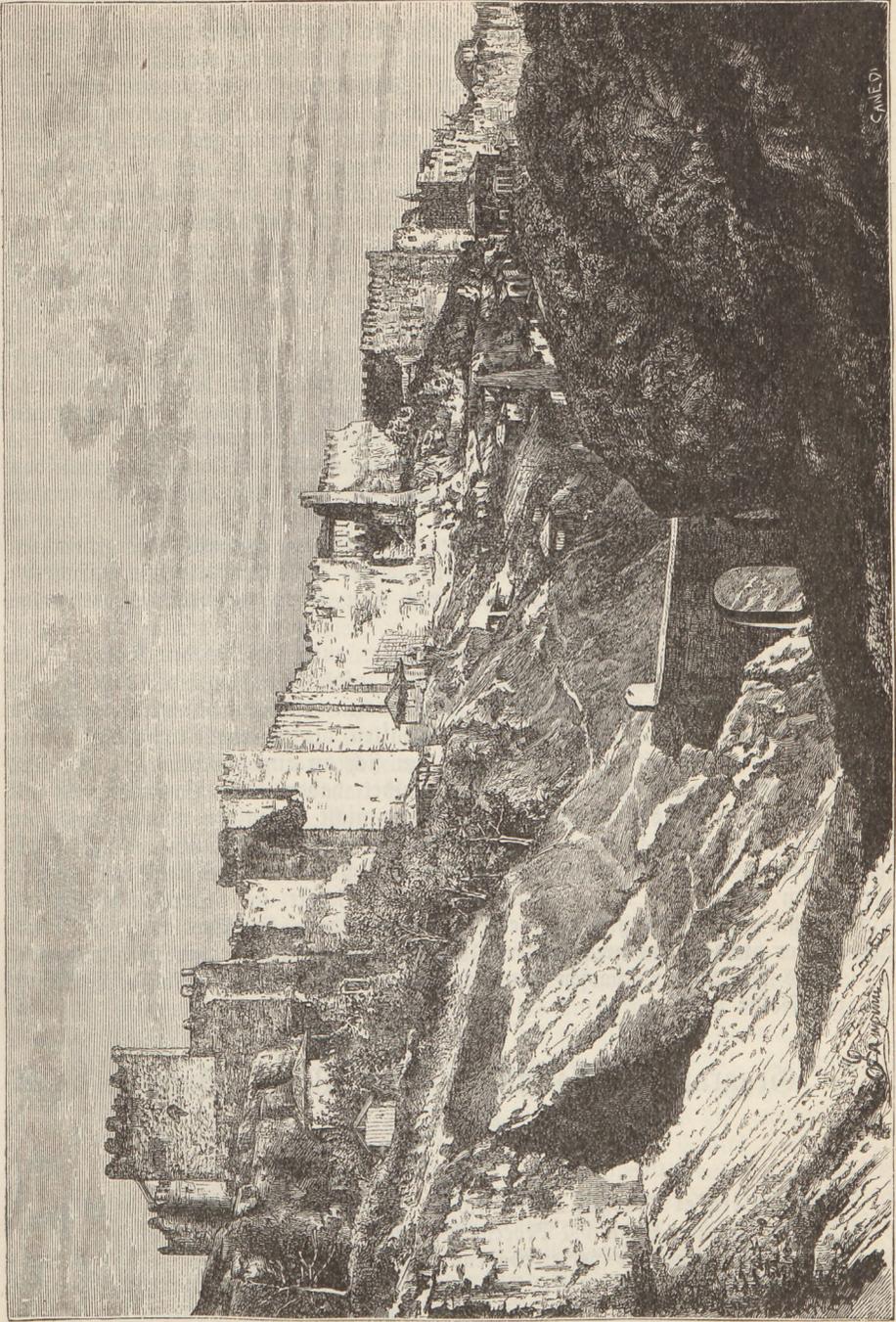
Nun kam die ganze Gesellschaft, alt und jung, eines nach dem anderen, zu mir ins Zimmer, um mich feierlich zu begrüßen, was eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Dann führten sie ihre Reigen im Hofe auf. Jede Gruppe hat ihre Trommel und ihre Panpfeife. Nach diesem Tanze trat eine Zmilla nach der anderen auf mich zu und hielt in gebrochenem Spanisch eine Lobrede auf mich, meinen Sohn, die Finca und Johann den Käufer. Hierauf umfaßten sich die vier Mädchen und sangen, während sie zugleich mit dem Körper eine hin und her wiegende Bewegung machten, ein Lied in der Aymarasprache, faßten mich dann und zogen mich in den Reigen. Der Tanz dauerte lang und es wurde mir mit meinen 60 Jahren ordentlich warm dabei, umsonst, als ich, wenn sie wieder eine Strophe sangen, aus voller Kehle mitschrie, was ihnen allen köstlichen Spaß machte.

Nach dem Tanze erhielten sie Chicha und einen Schnaps.

Die Chicha wird auf der Puna aus Quinoa, der indianischen Hirse, gebraut (in den Städten aus Mais) und schmeckt, wenn reif, recht angenehm. Schon zu und vor der Incazeit wurde dieses Getränk bereitet. An dem Tanze nahmen nur die costümirten Indianer und die vier Mädchen theil. Die übrigen Indianer hockten in ihrer dunkelblauen wollenen Tracht an den Wänden herum.

Gegen 3 Uhr wurde auf dem Platze vor dem Hause ein langes grauwollenes Tuch ausgebreitet, auf welches, der ganzen Länge nach, gekochter Chuño (conservirte Kartoffeln) hochaufgeschüttet wurde. Die Männer, Weiber und Kinder setzten sich ringsherum auf den Boden. Nach einem gemeinschaftlichen Gebet erhielt jedes eine irdene Schüssel voll Chairo (Suppe aus getrocknetem Fleisch und Chuño), wozu sie noch den aufgeschütteten Chuño aßen, welches frugale Mahl ihnen vorzüglich mundete. Nach dem Essen beteten sie wieder. Nun bekamen sie Chicha und Schnaps, und als ich jedem noch eine Art von Brezel reichte, waren sie des Dankes übervoll.

Für mich war die Festlichkeit, als die Colonos um 5 Uhr vom Hofe abzogen, beendet, nicht so für die Indianer, die noch ein paar Tage brauchten, um wieder in das Gleichgewicht zu kommen.



Das Kaiserſchloß der Romänen zu Trierpunkt. (Zu S. 388.)

(Aus Hof. Epitmann „Durch Aſien“.)

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß viele dieser Gebräuche noch Reminiscenzen aus der Inca-Periode sind, als die Indianer noch unter ihren Curacas standen und diesen als ihren Vorgesetzten Huldigungen erwiesen, welche die Spanier klug genug waren, nicht abzuschaffen, sondern im Gegentheile auch für sich zu adoptiren. Und wenn man heute gar zu gern den Spaniern über ihr früheres Colonialsystem etwas am Zeuge flickt, so mag für den unparteiisch Denkenden ein Wort Melchior de Vogué's die Richtschnur seines Urtheiles sein: Man ist nicht würdig, sich mit der Geschichte zu beschäftigen, wenn man die Männer der Vergangenheit mit der Aufklärung beurtheilt, die sie nicht hatten, wenn man sie nach unseren Gesetzen richtet und nicht nach den ihrigen, wenn man sie aus ihrer Zeit, aus ihrer Umgebung und gewissermaßen aus der Luft, die sie einathmeten, herausreißt.

Zehn Tage später war endlich die erwähnte Vermessung beendet, die Rechnungen geordnet und die Colonos zum Ausdreschen der Gerste herangebracht, das noch in biblischer Weise vor sich geht. Die Indianer stehen mit ihren Weibern im Kreise und hauen mit oben gekrümmten Stäben auf die ausgebreitete Gerste. Das ausgedroschene Stroh wird beiseite gelegt und das noch unreine Korn gegen den Wind geworfen und diese Operation so oft wiederholt, bis die Frucht rein ist.

In diesem durch das zähe Festhalten der Indianer an dem Althergebrachten bedingten Wirthschaftsbetrieb kann der Gutsbesitzer keine Aenderungen einführen; er muß froh sein, wenn seine Colonos den von ihren Altvorderen getretenen Pfad ruhig weiter wandeln.

Eine nicht unhäufige Erscheinung ist aber auch, daß in den Colonos ein Geist der Widerspenstigkeit schlummert, eine Insubordination, die sich sowohl gegen den Patron selbst zeigt, als in periodischen blutigen Kämpfen mit den Colonos anderer Fincas sich äußert, Feindschaften, die theilweise ursprünglich von den Gutsbesitzern selbst geschürt wurden, um sich an einen Nachbar zu rächen, und die schwer auszutilgen sind. Mitverschuldet haben diese Verwilderung die vielen Bürgerkriege, bei welchen die Indianer nicht diejenigen waren, die am wenigsten darunter zu leiden hatten. Das schwächliche republikanische Regime mit seinen planlosen Maßnahmen in Bezug auf die Indianer bedrückt sie im Grunde genommen ebenso wie die spanische Colonialherrschaft sie bedrückt hat, wenn nicht mehr. Kein Fortschritt ist bei ihnen bemerkbar; sie sind noch wie und was sie vor hundert und zweihundert Jahren waren: nützliche Arbeitsinstrumente.

Das Fehlen der scharfen spanischen Zucht hat aber vielfach Zügellosigkeit zur Folge gehabt.

Geographisch-Statistisches vom Wilajet Smyrna.¹

Von Dr. Ernst Friedrich.

(Mit einer Karte.)

Das Wilajet Smyrna ist 53.000 Quadratkilometer groß; davon sind 27,6 Procent bebauts Land, 9,7 Procent Weiden, 50,7 Procent Gebirgsland, 12 Procent Wald. Die Güte des Getreidebodens schwankt zwischen 9¹/₂ und 5 (fachem Korn der Ausfaat). Die Hauptproducte sind in der Reihenfolge ihres Werthes: Rosinen, Balonia, Feigen, Opium, Droguerien, Oliven, Olivenöl, Baumwolle, Gerste,

¹ Hauptsächlich nach Guinet: La Turquie d'Asie, Paris 1894, Tom. III, p. 335—685.

Tabak, Weizen, Wein, Hirse, Süßholz, Sesam, Felle, Bohnen, rohe Wolle, Gelbbeeren, Weintrauben, Mais, Mohnsamen, Baumwollensamen, Wachs, Krapp. Der Gesamtwert der Bodenproducte wird auf circa 110 Millionen Mark geschätzt.

Die Viehzuchtabelle zeigt der Kopffzahl nach die Ziegen an erster Stelle; dann folgen Schafe, Rinder, Eiel und Maulthiere, Pferde, Kameele; Schweine giebt es nur in ganz unbedeutender Zahl.

Die Bevölkerung des Wilajets beträgt 1,396.477 Einwohner; davon sind 78,3 Procent Muselmänner, 14,9 Procent Griechen, 4 Procent Fremde, 1,6 Procent Juden, 1,1 Procent Armenier, 0,2 Procent andere (Bulgaren, Römisch-Katholische). Die Volksdichte beträgt über 26 auf 1 Quadratkilometer.

Die Eisenbahnen und Straßen finden sich auf der beigegebenen Karte. Die nördlichen Bahnlinien sind von einer französischen, die südlichen von einer englischen Gesellschaft gebaut.

Das Wilajet zerfällt in fünf Verwaltungsbezirke, die Sandschaks: Smyrna, Saruchan, Aidin, Denizli, Mentеше.

1. Das Sandschak Smyrna. Dasselbe ist 12.500 Quadratkilometer groß; davon sind 38,7 Procent bebautes Land, 13 Procent Weiden, 39,1 Procent Gebirgsboden, 9,2 Procent Waldland. Die Güte des Getreidebodens schwankt zwischen $9\frac{1}{2}$ und 5 (fachem Korn der Aussaat).

Die Bevölkerung des Sandschaks beträgt 489.010 Einwohner; davon sind 55,9 Procent Muselmänner, 26,8 Procent Griechen, 11,1 Procent Fremde, 3,7 Procent Juden, 2,5 Procent Armenier. Die Volksdichte beträgt 39 Einwohner auf 1 Quadratkilometer.

Das Sandschak umfaßt die Kasas Berghama, Menemen, Fotscha, Smyrna, Tscheshme, Wurla, Siwri-hissar, Baındyr, Tire, Nedemisch, Kusch-adassi oder Scalanova. In der Kasa Berghama mit den Nahiehs (Kreisen) Kosak, Ujasmand, Dikeli, Tschandarly, Kilissaköi, Ildischa, Newahi-Berghama sind von 2856 Quadratkilometer 53 Procent benutztes Land (als Acker oder Weide), der Rest ist Berg und Wald; die Bodengüte hält sich im Mittel. Hauptproducte des Bodens sind: Getreide, Baumwolle, Rosinen, Weintrauben, Baumrinde zum Gerben, Smyrna-Tabak, Kosak (essbare Samenkerne einer Pinienart). An der Küste wird Salz gewonnen. Die Rindvieh- (inclusive Büffel-) und Pferdezucht ist sehr bedeutend.

Von 35.237 Einwohnern leben 14.502 (55,2 Procent Muselmänner, 23,6 Procent Griechen, 10,3 Procent Armenier, 6,9 Procent Juden, 4 Procent Fremde; von der übrigen Bevölkerung sind 75,9 Procent Muselmänner, 24,1 Procent Griechen) in der Stadt Berghama; die durchschnittliche Volksdichte ist nur 12 Einwohner auf 1 Quadratkilometer, die geringste im Sandschak.

Neben Berghama haben einige Bedeutung die Orte: Dikeli, Tschandarly, Ujasmand, Poiradschik, Kinit, Fajaköi, Fokari-Bejköi; von geringerer Größe sind dann noch die Dörfer Arablar, Achagi-Bejköi, Zaghnos zu erwähnen.

Dikeli ist der Hauptausfuhrhafen des fruchtbaren Thales des Batory Tschai; Export von Valonia und Baumwolle; Telegraphenstation internationalen Dienstes (türkische und europäische Sprachen); der alte Hafen Tschandarly (griechisch Alarnios) hat seine frühere Bedeutung verloren. Von Dikeli führt eine Fahrstraße ins Land, und dreimal wöchentlich ist Dampfschiffverbindung mit Smyrna und Mytilini, alle 14 Tage nach Adramyti und Konstantinopel.

Industrie findet sich in Berghama: Pergamentpapier, Leder (Maroquin), Teppiche, Stickereien, einfache Kleidungsstoffe. Der Ort hat ebenfalls Telegraphenstationen internationalen Dienstes.

Südlich schließt sich die Kasa Menemen an; von 995 Quadratkilometern sind 70 Procent bebaut, der Rest ist Wald und Berg. Der Boden ist der ertragreichste im Wilajet. Hauptproduct ist das Getreide in der fruchtbaren Alluvialebene des Gedis Tschai; berühmt sind die Melonen von Menemen. Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht sind bemerkenswerth.

Von 30.196 Einwohnern leben 9387 (53,2 Procent Muselmänner, 24,3 Procent Griechen, 16 Procent Fremde, 5,4 Procent Armenier, 1,1 Procent Juden; von der übrigen Bevölkerung sind 86,6 Procent Muselmänner, 13,4 Procent Griechen) in der Stadt Menemen. Die Volksdichte ist 30 Einwohner auf 1 Quadratkilometer.

Größere Orte sind noch Ali-Algha und Güsel-hissar; erwähnenswerth Mubunar, Halwadschiköi, Türkelii, Köffebeegli, Deirmen-dere. Jeden Montag findet in Menemen bedeutender Markt statt für die Umgegend, zu dem sich auch Kaufleute aus Smyrna einfänden. Der Ort hat Eisenbahnstation, Telegraphenstation inneren Dienstes (nur türkische Sprache) und Agentur der „Dette Publique Ottomane“.

Kasa Fotscha (Fotschatin, Photia) mit dem Nahieh Zenidsche Fotscha (Fotscha-Dschedid oder Nea Photia); von 234 Quadratkilometern sind über 55 Procent benutzt; die Bodengüte ist gering. Ausgezeichnete Rosinen werden producirt, Weizen und Gerste; Hauptbeschäftigung der Bewohner ist die Salzgewinnung zu Tscham-alti, Ada-tepe und Panaja Burun: große Salzlager der „Dette Publique Ottomane“ zu Fotscha. Import: Zucker, Kaffee und andere Colonialwaaren. Die Viehzucht ist unbedeutend; nur Esel, Maulthiere, Kameele und Schafe werden in größerer Zahl gehalten. Von 12.019 Einwohnern leben in Eskidsche Fotscha 6137 (23 Procent Muselmänner, 71,3 Procent Griechen, 2,5 Procent Juden, 1,6 Procent Armenier, 1,6 Procent Fremde; in Zenidsche Fotscha sind 83,3 Procent Griechen, 16,7 Procent Muselmänner; von der übrigen Bevölkerung sind 42,5 Procent Muselmänner, 33,8 Procent Griechen, 16,9 Procent Armenier, 6,8 Procent Juden). Der Hafen von Eskidsche Fotscha ist groß, tief und ziemlich sicher; zweimal wöchentlich ist Dampferverbindung von und nach Smyrna und Alwaly. Der Schiffsverkehr betrug 1891/92: Großbritannien: 37 Dampfer mit 2029 Tonnen; Italien: 1 Segelschiff mit 911 Tonnen; Griechenland: 82 Segelschiffe mit 19.739 Tonnen; Rußland: 3 Segelschiffe mit 125 Tonnen; Samos: 12 Segelschiffe mit 320 Tonnen; Türkei: 201 Dampfer mit 7564 Tonnen und 2399 Segelschiffe mit 51.003 Tonnen. Der Ort hat eine Telegraphenstation inneren Dienstes, Agentur der „Dette Publique Ottomane“ und Tabakregie.

Am Golf von Tschandarly liegt Zenidsche Fotscha mit 4403 Einwohnern; in der Nähe ausgezeichnete Weintrauben; ferner Getreide und Steinbrüche. Das Getreide der Kasa geht zum großen Theile nach Menemen, von Zenidsche Fotscha mit Kaïß (Booten) nach Smyrna.

Beide Orte haben ein sehr gesundes Klima.

Merket-Kasa Smyrna mit den Nahiehs: Burnabad, Nis, Sewdiköi, Trianda und Torbalı, Kara Burun; von 3037 Quadratkilometern sind über 59 Procent in Nutzung; der Boden ist fruchtbar. Die Producte sind die der anderen Kasas; die Viehzucht ist ganz unbedeutend. Der Handel beschäftigt vornehmlich die Bevölkerung.

Von 229.615 Einwohnern leben 200.000 (44,5 Procent Muselmänner, 26 Procent Griechen, 18,2 Procent Fremde, 8 Procent Juden, 2,8 Procent Armenter, 0,5 Procent Römisch-Katholische; von der übrigen Bevölkerung sind

49 Procent Fremde, 24,5 Procent Muselmänner, 16,9 Procent Griechen, 6,7 Procent Armenier, 1,5 Procent Juden, 1,4 Procent Bulgaren) in der Stadt Smyrna. Als größere Orte sind noch zu nennen: Burnabad, Kordisko, Budtscha, Nis, Semdiköi, Dschimowassi, Torbalı. Erwähnungswerthe Dörfer sind: Narlyköi, Hadşilar, İschiklar, Bunarbaskı, Kukuludşca, Baltşchowa, İlidscha, Kılızman, Köidschükler, Megala Kimitaria, Mikra Kimitaria, Deirnen-dere, Kajas, Trianda, Bergas, Tulum, Trantscha, Böjüt Murdiwan, Sahib, Achyrly. Die durchschnittliche Volksdichte beträgt 75 Einwohner auf 1 Quadratkilometer.

Der Hafen von Smyrna ist ausgezeichnet; Schiffsbewegung 1891/92: Aegypten: 106 Dampfer mit 102.441 Tonnen; Belgien: 1 Dampfer mit 1381 Tonnen; Dänemark: 27 Dampfer mit 31.284 Tonnen; Deutschland: 58 Dampfer mit 60.784 Tonnen; Frankreich: 205 Dampfer mit 276.277 Tonnen; Griechenland: 204 Dampfer und 230 Segelschiffe mit 69.049 Tonnen; Großbritannien: 627 Dampfer und 6 Segelschiffe mit 351.399 Tonnen; Holland: 24 Dampfer mit 21.949 Tonnen; Italien: 54 Dampfer und 35 Segelschiffe mit 112.057 Tonnen; Oesterreich-Ungarn: 163 Dampfer und 4 Segelschiffe mit 166.426 Tonnen; Portugal: 1 Dampfer mit 223 Tonnen; Rußland: 107 Dampfer und 2 Segelschiffe mit 158.467 Tonnen; Samos: 71 Segelschiffe mit 1435 Tonnen; Schweden und Norwegen: 8 Dampfer mit 8180 Tonnen; Türkei: 791 Dampfer und 3345 Segelschiffe mit 237.100 Tonnen. Exportirt werden, dem Werthe nach geordnet: Rosinen, Valonia, Feigen, Teppiche, Gerste, Baumwolle, Opium, Schwämme, Süßholz, Bohnen, Wolle, Olivenöl, Tabak, Schmirgel, Felle, Sesam u. s. w. Importirt werden: Manufacturwaaren, Bauholz, Zucker, Eisen, Wollwaaren, Leder, Kaffee, Butter, Kurzwaaren u. s. w. Der Werth des Exportes betrug 1890 circa 76 Millionen Mark, des Importes circa 57 Millionen.

Consularische Vertretung haben in Smyrna: Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Holland, Italien, Oesterreich-Ungarn, Persien, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden und Norwegen, Spanien, Vereinigte Staaten von Amerika. Smyrna hat General-Zolldirection, Generalagentur der „Dette Publique Ottomane“ und Tabakregie, Telegraphenstation internationalen Dienstes.

Auch in Nis, Sommerfrische für Smyrna, berüht durch seine Kirichen, ist eine Agentur der „Dette Publique Ottomane“.

Kafa Wurla. Von 370 Quadratkilometern sind 76 Procent benutzt. Die Bodengüte ist mittelmäßig. Producte sind: Rosinen (besonders bei Wurla und Karaburun), frische Weintrauben, Oliven. Die Viehzucht ist nicht bedeutend; nur Esel, Maulthiere, Kameele und Ziegen werden in bedeutenderem Maße gezüchtet.

Von 26.668 Einwohnern leben 4475 (71,5 Procent Muselmänner, 22,3 Procent Griechen, 5,8 Procent Fremde, 0,4 Procent Juden; von der übrigen Bevölkerung sind 73,2 Procent Muselmänner, 26,8 Procent Griechen) im Hauptorte Wurla, das einen Einschiffungsplatz am Meere hat und tägliche Dampferverbindung mit Smyrna. Die Schiffsbewegung des Hafens war 1891/92: Deutschland: 8 Dampfer mit 7985 Tonnen; Frankreich: 2 Dampfer mit 3408 Tonnen; Griechenland: 5 Dampfer und 9 Segelschiffe mit 2050 Tonnen; Großbritannien: 16 Dampfer und 1 Segelschiff mit 13.957 Tonnen; Holland: 22 Dampfer mit 20.387 Tonnen; Italien: 1 Dampfer und 1 Segelschiff mit 1730 Tonnen; Oesterreich-Ungarn: 7 Dampfer und 1 Segelschiff mit 6737 Tonnen; Samos: 2 Segelschiffe mit 14 Tonnen; Türkei: 371 Dampfer und 629 Segelschiffe mit 14.445 Tonnen.

Der Ort Wurla hat eine Telegraphenstation internationalen Dienstes, Agentur der „Dette Publique Ottomane“ und Tabakregie. Consularische Vertretung haben Griechenland, Großbritannien, Oesterreich-Ungarn.

Die durchschnittliche Volksdichte der Kasa ist 72.

Erwähnenswerthe Orte sind noch Gülbaghdsche und Kodschadere.

Kasa Tscheschme mit dem Nahieh Mátjata. Von 507 Quadratkilometern sind nur 39 Procent benutzt; Getreide wird fast gar nicht gebaut; die Viehzucht pflegt nur die Esel und Maulthiere, freilich in großer Zahl; daneben werden noch Schafe und Ziegen in ziemlicher Menge gehalten.

Von 28.057 Einwohnern leben 5550 (72,1 Procent Muselmänner, 18 Procent Griechen, 9 Procent Fremde, 0,9 Procent Juden; von der übrigen Bevölkerung sind 72,5 Procent Muselmänner, 27,5 Procent Griechen) in der Stadt Tscheschme; die durchschnittliche Volksdichte beträgt 55. Der Hafen der Stadt ist groß und sicher; Schiffsverkehr 1891/92: Deutschland: 2 Dampfer mit 1942 Tonnen; Frankreich: 2 Dampfer mit 1495 Tonnen; Griechenland: 62 Dampfer und 44 Segelschiffe mit 8101 Tonnen; Großbritannien: 176 Dampfer mit 14.422 Tonnen; Holland: 17 Dampfer mit 15.339 Tonnen; Italien: 1 Segelschiff mit 286 Tonnen; Oesterreich-Ungarn: 110 Dampfer und 1 Segelschiff mit 109.796 Tonnen; Samos: 279 Segelschiffe mit 2303 Tonnen; Schweden und Norwegen: 2 Dampfer mit 1810 Tonnen; Türkei: 145 Dampfer und 1202 Segelschiffe mit 27.350 Tonnen. Mehrere Dampfergesellschaften berühren Tscheschme alle 8 bis 14 Tage. Der Ort hat eine Telegraphenstation internationalen Dienstes, Zollamt, Agentur der „Dette Publique Ottomane“ und Tabakregie. Größere Orte der Kasa sind: Mátjata, Kato-Panagiá, Dwad-schik, Keís-dere; erwähnenswerth noch Lidjscha (berühmte Thermen), Kythri oder Lytri (das alte Erythrai, ebenfalls mit Thermen), Hágios Paraskewí, Agrisia.

Kasa Simri-hissar mit dem Nahieh Sighad-schik. Von 472 Quadratkilometern sind 57 Procent benutzt. Der Boden ist minderwerthig, doch wird reichlich Weizen, Gerste und die Olive gebaut, die geschätztes Olivenöl liefert. Die Viehzucht ist nicht gerade bedeutend.

Von 28.840 Einwohnern leben 3640 (54,9 Procent Muselmänner, 41,2 Procent Griechen, 2,8 Procent Fremde, 1,1 Procent Juden; von der übrigen Bevölkerung sind 76,2 Procent Muselmänner, 23,8 Procent Griechen) in Simri-hissar; Sighad-schik dient diesem Orte als Hafen. Erwähnenswerth ist noch das Dorf Hypili.

Kasa Scalanova (Kusch-adassi) mit dem Nahieh Kyrtindsche-Masoluk. Von 621 Quadratkilometern sind nur 34 Procent benutzt. Der Boden ist mäßig gut; die Producte sind in der Reihenfolge des Werthes: Tabak, Koffein, Olivenöl, Gerste, Weizen, Feigen. Die Viehzucht, besonders die des Rindviehes, ist ziemlich bedeutend.

Von 15.363 Einwohnern wohnen 6901 (54,3 Procent Muselmänner, 40 Procent Griechen, 2,9 Procent Fremde, 2 Procent Juden, 0,8 Procent Armenier; von der übrigen Bevölkerung sind 59,4 Procent Muselmänner, 40,6 Procent Griechen) in Scalanova; die Volksdichte beträgt nur 25 Einwohner auf 1 Quadratkilometer.

Die Rhede von Scalanova ist sicher, und der Schiffsverkehr betrug 1891/92: Frankreich: 1 Dampfer mit 1704 Tonnen; Griechenland: 65 Dampfer und 16 Segelschiffe mit 4722 Tonnen; Großbritannien: 141 Dampfer mit 18.350 Tonnen; Italien: 2 Segelschiffe mit 1450 Tonnen; Oesterreich-Ungarn: 1 Segelschiff mit 747 Tonnen; Rußland: 1 Segelschiff mit 103 Tonnen;

Samos: 139 Segelschiffe mit 1111 Tonnen; Schweden und Norwegen: 2 Dampfer mit 1810 Tonnen; Türkei: 71 Dampfer und 180 Segelschiffe mit 7978 Tonnen. Exportirt werden: Tabak, Süßholz, Gerste, Halwa, Rosinen, Olivenöl, Feigen, Hafer; Werth des Exportes circa 1,300.000, des Importes circa 400.000 Mark.

Scalanova hat alle 8 und 14 Tage regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Smyrna, Zollamt, Telegraphenstation internationalen Dienstes, Agentur der „Dette Publique Ottomane“ und Tabakregie. Consularische Vertretung haben: Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Holland, Italien, Oesterreich-Ungarn, Schweden und Norwegen.

Nyrkindsche (Tschirkindsche) Njasoluk hat 2793 Einwohner. Njasoluk, in ungesunder Gegend gelegen, giebt dem geschätzten Tabak der Kasa den Namen; als der beste wird der von Tschangli (Christian — 656 Einwohner, Islam — 300 Einwohner, Tscherkess Islam — 131 Einwohner) und Ania (214 Einwohner) genannt. Ueber 500 Einwohner hat noch das Dorf Burgas mit 612 Einwohnern.

Kasa Tire (griechisch Thhra). Von 1097 Quadratkilometern sind 48 Procent benutzt. Der Boden ist ertragreich. Die Viehzucht wird eifrig getrieben, besonders blüht die Zucht des Rindviehes und der Kameele.

Von 28.310 Einwohnern leben 14.510 (56,5 Procent Muselmänner, 41,3 Procent Griechen, 2,1 Procent Fremde, 0,1 Juden; von der übrigen Bevölkerung sind 89,1 Procent Muselmänner, 10,9 Procent Griechen) in der Stadt Tire. Die Volksdichte beträgt 26. Tire hat Telegraphenstation inneren Dienstes, Agentur der „Dette Publique Ottomane“ und Tabakregie. Die Stadt treibt sehr lebhaften Handel.

Erwähnenswerthe Ortschaften sind: Burghas, Subaschi, Bözük Kadife, Fata; ferner Manda, Siaur Mukbi, Bömkijogun, Tschinijeri, Kireli.

Reiche Schmirgellager finden sich beim Dorfe Nsije im Dschuma Dag, Mad-schal, Tschausch-Tscheschne in der Nähe des Kara Göl und bei Hassan Tschauschlar.

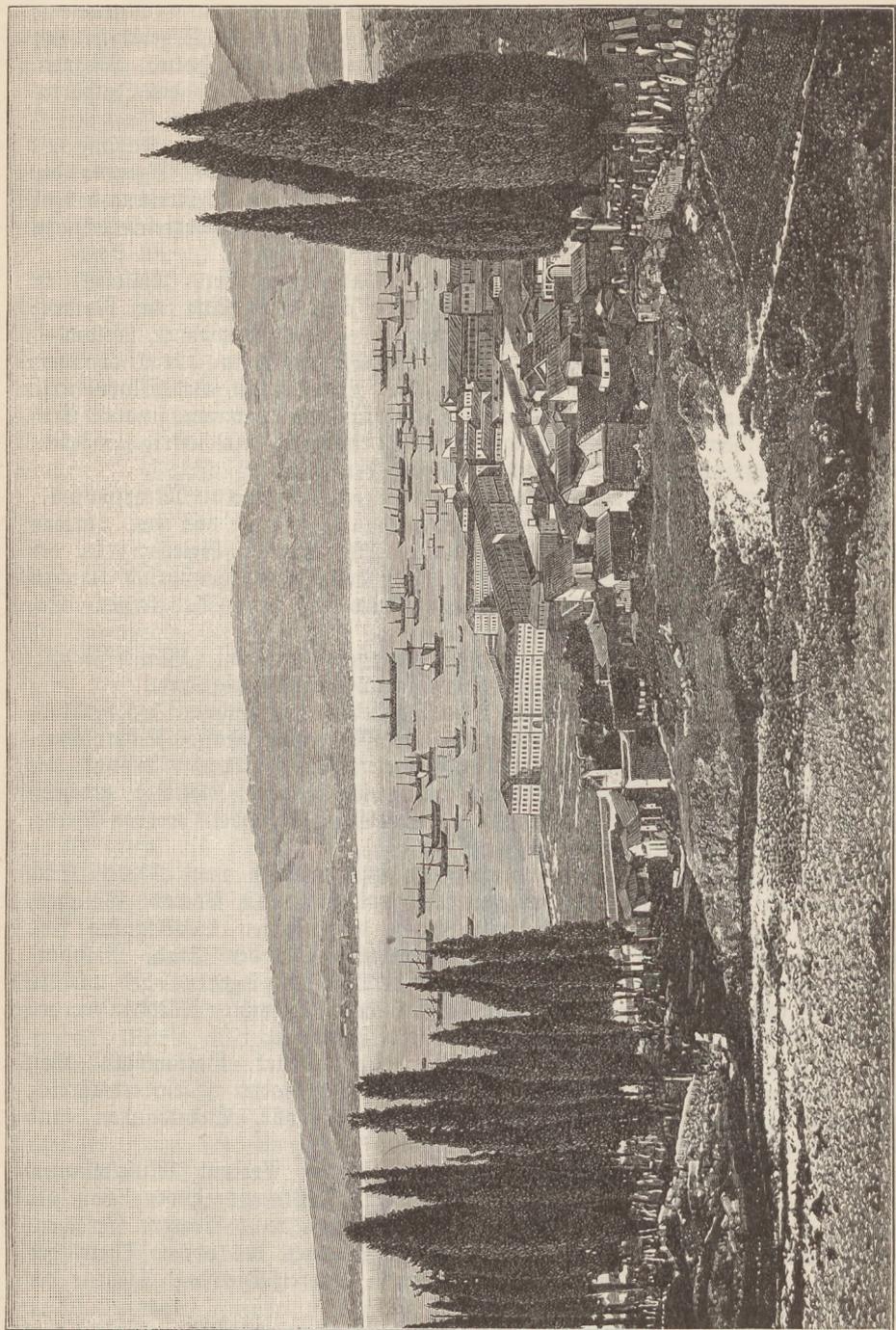
Kasa Baındyr. Von 494 Quadratkilometern sind 51 Procent benutzt; der Boden ist ertragreich; Maulbeerbäume, Baumwolle, Feigen, Getreide gedeihen gut. Die Viehzucht ist die bedeutendste im Sandschak, besonders werden Pferde, Rindvieh, Esel und Maulthiere gezogen.

Von 28.005 Einwohnern leben 9625 (nach Buresch rund 22.000 Einwohner; nach Guinet sind 51,9 Procent Muselmänner, 46,8 Procent Griechen, 1 Procent Fremde, 0,3 Procent Juden; von der übrigen Bevölkerung sind 86,5 Procent Muselmänner, 13,5 Procent Griechen) in der Stadt Baındyr; dieselbe hat eine Telegraphenstation inneren Dienstes, Agentur der „Dette Publique Ottomane“ und Tabakregie. Auf ihren vielbesuchten Märkten werden Baumwolle, Getreide, Del, Felle, Wolle, Seide gehandelt.

Kasa Dedemisch mit drei Nahiehs: Birge, Kelles, Baltamboli. Von 1743 Quadratkilometern sind 34 Procent bebaut. Der Boden ist sehr ertragreich, und man gewinnt Getreide, Tabak, Seide, Baumwolle, Weintrauben (und Rosinen), Feigen. Die Viehzucht ist ansehnlich.

Von 26.700 Einwohnern leben 7200 (55,6 Procent Muselmänner, 41,6 Procent Griechen, 2,1 Procent Fremde, 0,7 Procent Juden; von der übrigen Bevölkerung sind 79,5 Procent Muselmänner, 20,5 Procent Griechen) in Dedemisch, das ein wichtiger Markt für die Producte des oberen Thales des Kütschik Menderes ist; es hat Telegraphenstation inneren Dienstes, Agentur der „Dette Publique Ottomane“ und Tabakregie.

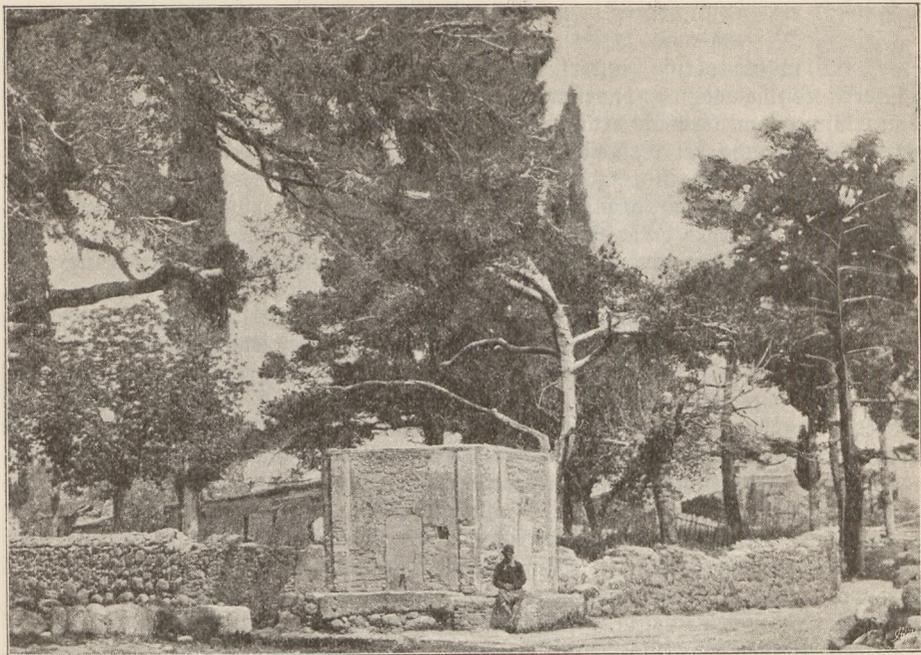
In der Nähe der Stadt wird eine Antimonmine ausgebeutet.



Der Hafen von Suva. (Zu S. 357.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Birge (Byrgi) ist ein schön gelegenes Städtchen; Kelles ist nicht unwichtig; Baliamboli ist nicht ein Ort, sondern ein Complex von 12 Orten, deren bedeutendster das ansehnliche Bazar-geri ist. Andere erwähnenswerthe größere Dörfer sind: Boidemne, Adigüme, Adigede, Zenischehr, Zeniköi, Bejaslüt.



Alter Brunnen bei Smyrna. (Zu S. 357.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Zum Schlusse stellen wir noch übersichtlich in einer Tabelle die statistisch meßbaren wirthschaftlichen Verhältnisse des Sandchaks zusammen:

Kasas	Hauptgüte	Bodenverwertung		Viehzucht						Bevölkerung auf 1 Quadratkilometer
		Acker und Weide	Wald	Pferde	Rindvieh	Esel und Maultiere	Kameele	Schafe	Ziegen	
Berghama . . .	6 1/2	53	11	27	70	19	5	252	18	12
Menemen . . .	9 1/2	70	3	25	61	12	0	430	125	30
Koticha . . .	5	56	3	2	23	43	7	546	154	51
Smyrna . . .	7	59	8	1	2	2	2	33	16	75
Burla . . .	6 1/2	76	2	6	25	50	6	150	584	72
Tscheichme . . .	—	39	0,4	7	15	70	0	164	385	55
Siwri-hissar . . .	5	57	14	11	32	15	4	315	361	61
Scalanova . . .	6	34	15	22	73	27	4	315	403	25
Tire . . .	7	48	7	18	116	26	8	343	165	26
Varudyr . . .	7	51	17	39	171	63	4	343	182	57
Debemisch . . .	8	34	13	11	37	14	6	349	213	15

Statistik und geographische Verbreitung des jugendlichen Verbrecherthums.

Von W. D. Morrison.

II.

Es müßte ebenso interessant wie lehrreich sein, zu erfahren, in welchen Ländern es die meisten, beziehungsweise die wenigsten jungen Missethäter giebt; dann könnte man vielleicht ermitteln, welcherlei Präventiv- oder Repressivmaßregeln zur Ueberwindung der verbrecherischen Neigung bei jungen Personen am geeignetsten wären. Leider ist es jedoch unmöglich, solche Vergleiche auch nur mit annähernder Richtigkeit anzustellen. Diese Unmöglichkeit rührt nicht von einem Mangel an Ziffern her, sondern von dem Umstande, daß die vorhandenen Ziffern, wenn miteinander verglichen, nicht als verlässliche Darstellung der Thatfachen gelten können.

Alle Ziffern der Verbrecherstatistik nämlich, einerlei ob sie sich auf jugendliche oder auf erwachsene Missethäter beziehen, hängen in jedem Lande von der Beschaffenheit des örtlichen Strafrechtes und der örtlichen Strafverwaltung ab. Nun sind aber diese beiden in jedem Lande anders beschaffen und jede Bevölkerung hat von der Strafrechtspflege eine andere Auffassung. So lange diese oft gewaltigen Unterschiede in Gesetz, Handhabung und Auffassung bestehen, müssen alle Vergleichungsversuche irreführend bleiben. Nur in Einem Punkte kann man annehmbare Vergleiche hinsichtlich des jugendlichen Verbrecherthums anstellen: man darf nämlich mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die gegen die Person gerichteten Missethaten, insbesondere die Tödtung, bei der südeuropäischen Jugend verbreiteter sind als bei der nordeuropäischen. Diesen Unterschied zwischen Norden und Süden zu erklären, hält ungemein schwer. Manche schreiben ihn den Unterschieden in den politischen, religiösen, ehelichen und wirtschaftlichen Einrichtungen — also in den socialen Verhältnissen — zu; andere machen dafür die sich in physiologischen und geistigen oder in socialen Unterschieden ausdrückenden Rassenverschiedenheiten verantwortlich. Am wahrscheinlichsten ist, daß der Unterschied zwischen Norden und Süden in Sachen der Tödtung bei der Jugend aus den bestehenden Unterschieden in Rassen-, socialen und klimatischen Verhältnissen zusammen hervorgeht. Man vergleiche hierüber, was Enrico Ferri im ersten Bande seines Buches „L'omicidio nell' antropologia criminale“ (S. 236) sagt.

Da wir von den verschiedenen Graden der Verbreitung der Tödtung sprechen, wird es von Interesse sein, die Ausdehnung dieser Verbrechensgattung in England mit derjenigen in den Vereinigten Staaten zu vergleichen. Bezüglich der letzteren sind die verlässlichste und umfassendste Belehrungsquelle die Berichte über die von den Gefängnisbefängelten begangenen Verbrechen. Die Statistik der Gefängnisbevölkerung von 1890 besagt, daß 23 Personen unter 14 und 388 zwischen 15 und 18 Jahren wegen Tödtung eingesperrt waren. In England dagegen wurden 1893 und 1894 gar keine Personen unter 16 Jahren wegen Mordes und nur sieben wegen Todtschlages verurtheilt; in derselben Zeit erfolgten Verurtheilungen von sechs Personen im Alter von 16 bis 21 Jahren wegen Mordes und von 18 Personen derselben Altersstufe wegen Todtschlages. Wie weit auch immer wir die Grenzen der Unterschiede zwischen dem Strafverfahren der beiden Länder ziehen mögen, werden wir zu dem Schlusse

gelaufen, daß das Verbrechen der Tödtung — sei es Mord, sei es Todtschlag — bei der nordamerikanischen Jugend verhältnismäßig verbreiteter ist als bei der englischen. Die Ursachen hierfür sind mehrfache. Zunächst darf man vielleicht annehmen, daß die Jugend der Vereinigten Staaten frühreifer ist als jene Englands, und es gilt allgemein als Thatsache, daß die Zahl der Verbrechen gegen das Leben mit der Nähe der Reife zunimmt. Ferner muß der umfangreichen Einwanderung aus dem Süden und Südosten Europas ein gewisser Einfluß auf die Ausdehnung der Tödtung beigemessen werden, denn die südlichen Völker machen mit dem menschlichen Leben viel weniger Federlesens als die nördlichen. Sodann erweist sich die recht große farbige Bevölkerung der Union als Mittel zur Schwellung der Tödtungsziffern, denn die Neger neigen weit mehr zur Gewaltthätigkeit als die Weißen. Während nur ein Siebentel der Einwohner farbig ist, fällt ein volles Drittel der Tödtungen diesem Siebentel zur Last. Das Waffentragen — eine gesellschaftliche, keine Rassen-eigenthümlichkeit — trägt überall, wo es üblich ist, wegen der leichten Gelegenheit, die es bietet, zur Vermehrung der Tödtungsfälle bei, und in den Vereinigten Staaten ist es nur zu sehr im Schwange, namentlich bei den Negern.

Eine Prüfung aller auf Mord und Todtschlag durch jugendliche Personen bezüglichen Thatsachen zeigt also, daß die Verbreitung dieser Verbrechensgattung in den verschiedenen Ländern von mehreren Umständen abhängt: von der Raschheit oder Langsamkeit des Reisens der Jugend, von der Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit der Bevölkerung jedes Landes, von allerlei gesellschaftlichen und Rassenunterschieden. Einzelne dieser Ursachen sind leichter, andere ungemein schwer zu ändern. Die socialen Verhältnisse z. B. sind fast endloser Wandlungen fähig; nimmt die Wandlung eine gesunde Richtung an, so werden Mord und Todtschlag unter der Jugend stetig abnehmen.

Ergebnisreicher als die Vergleichung der internationalen ist die der örtlichen Verbreitung des jugendlichen Verbrechertums, denn die Schwierigkeiten, die bei internationalen Vergleichen fast unüberwindlich sind, verschwinden vollständig, wenn es sich um Vergleiche zwischen einzelnen Theilen eines und desselben, unter dem Walten eines und desselben Strafrechtes und einer gleichmäßigen Handhabung stehenden Gemeinwesens handelt. In solchen Ländern — namentlich in Frankreich, Deutschland und England — lassen sich lehrreiche Aufschlüsse über die Ursachen des Verbrechens erzielen, wenn man die Vertheilung desselben auf die einzelnen Gegenden des Landes prüft. Wie wir sofort sehen werden, ergiebt eine solche Prüfung in erster Reihe die auffallende Thatsache, daß die geographische Verbreitung des Verbrechens in einem Lande sehr ungleich, d. h. in den verschiedenen Landestheilen oft ganz verschieden ist.

So zeigt uns die Criminalkarte von Frankreich, daß in manchen Departements Gesetzesverletzungen viel häufiger vorkommen als in anderen. Ähnliches gilt von Deutschland und Italien. Auch in England herrscht große Ungleichheit bezüglich der Verbreitung des Verbrechens in den einzelnen Grafschaften. Während z. B. in der Grafschaft Cornwall auf 100.000 Einwohner noch nicht 50 strafbare Vergehen gegen das Eigenthum entfallen, beträgt die Ziffer für die Grafschaft London über 250. Die Grafschaften Lancaster, Warwick, Stafford, Durham, Northumberland u. a. weisen vier- bis fünfmal so viele Vergehen gegen das Eigenthum auf wie die wallisischen Grafschaften an der Meeresküste. Auch die geographische Vertheilung der Sittlichkeitsverbrechen, der Trunksucht u. s. w. zeigt sehr bemerkenswerthe Unterschiede bezüglich der verschiedenen Landesgegenden. Die Sittlichkeitsverbrechen sind in manchen Graf-

schaften sechsmal zahlreicher als in anderen. Die Trunksucht ist in den nördlichen Grafschaften vier- bis sechsmal so verbreitet wie in den östlichen. Diese wenigen Beispiele für viele.

In England gleicht die Verbreitung des jugendlichen Verbrecherthums ungefähr derjenigen des Verbrecherthums überhaupt. Wo Verbrechen gegen die Person und das Eigenthum im Verhältnisse zur Einwohnerzahl sehr verbreitet sind, wird gewöhnlich auch das Ziffernverhältnis der jugendlichen Missethäter zur jugendlichen Bevölkerung ein hohes sein, d. h. wo das Verbrechen überhaupt ausgedehnt ist, ist auch das jugendliche Verbrecherthum ein ausgedehntes. Zur ungefähren Ermittlung der geographischen Vertheilung des jugendlichen Verbrecherthums giebt es nur Einen Weg: die Lectüre der gerichtlichen Ueberweisungen junger Sünder an Gefängnisse und Besserungsschulen in den einzelnen Grafschaften. Einen völlig verlässlichen Prüfstein für die Verbreitung des jugendlichen Verbrecherthums bildet die Zahl jener Ueberweisungen keineswegs; vielmehr betreffen die einschlägigen Ziffern nur einen Bruchtheil der vor Gericht gestellten jungen Personen, denn sehr viele von diesen erhalten nur Geldstrafen oder Ermahnungen oder körperliche Züchtigung oder sie werden gegen Bürgschaft freigelassen. Allein wir besitzen eben keinen besseren Maßstab für die Beurtheilung der Verbreitung des jugendlichen Verbrecherthums in England, und aus den amtlichen Berichten über jene Zuweisungen geht klar hervor, daß die Verbreitung des jugendlichen Verbrecherthums mit der des allgemeinen Verbrecherthums in der Regel Hand in Hand geht. Wo wir auf Ausnahmen stoßen, sind sie nur scheinbar und erklären sich durch die Verschiedenheit der Strafbehandlung in verschiedenen Gegenden, indem die Richter das Gesetz den jugendlichen Missethättern gegenüber hier milder und dort strenger handhaben.

Der Grund der ungefähren Gleichmäßigkeit der Verbreitung des allgemeinen und des jugendlichen Verbrecherthums liegt in der Thatsache, daß beide im großen ganzen aus den gleichen Verhältnissen hervorgehen. Zu diesen gehört in allererster Reihe die von der Verdichtung der Fabriksindustrie herrührende Verdichtung der Bevölkerung. In der ganzen Kulturwelt werden in den dichtest bevölkerten Gegenden die meisten Verbrechen begangen. Eine Bevölkerung mit einer Dichtigkeit von 500 Personen pro Quadratmeile wird im Verhältnis viel weniger verbrecherisch sein als eine solche von z. B. 2000, und eine von 10.000 ist relativ weit verbrecherischer als eine von 2000 pro Quadratmeile. Wer den Einfluß der Bevölkerungsdichtigkeit auf den Umfang des Verbrecherthums untersucht, darf nicht vergessen, daß die socialen Gesetze keineswegs so starr und unabänderlich sind wie die physischen, vielmehr stets Schwankungen unterliegen; darum kann es auch vorkommen, daß spärlich bevölkerte Gegenden mehr Verbrechen aufweisen als dicht bevölkerte. Dieser Fall wird namentlich dort eintreten, wo die wirtschaftliche Stabilität geringfügig ist und wo daher beträchtliche Theile eines Gemeinwesens von Zeit zu Zeit plötzlich in Noth gerathen. Andererseits wird eine dichte Bevölkerung, wenn sie wirtschaftlich auf sehr festen Füßen steht, minder verbrecherisch veranlagt sein als die dünne Bevölkerung einer Gegend mit prekären wirtschaftlichen Daseinsbedingungen. Aber bei gleichen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und administrativen Verhältnissen wird es in dichten Bevölkerungen mehr Missethäter geben als in spärlichen.

Die ungünstige Einwirkung großer Bevölkerungsdichtigkeit auf den Charakter ihrer Mitglieder hat mehrere auf der Hand liegende Ursachen. Solche Gemeinwesen bringen in erheblicher Menge schwächliche, untüchtige Personen hervor, deren körperliche Beschaffenheit dem Kampfe fürs Leben nicht genügend

gewachsen ist. Leute dieser Art bekommen schwer regelmäßige Beschäftigung und es gelingt ihnen nicht oft, dieselbe auf die Dauer zu behalten. Oft werden sie durch Leiden oder Krankheiten arbeitsunfähig und dann sinken sie leicht auf die letzten Stufen hinab, wenn sie nicht schon ohnehin auf diesen geboren sind. Eine junge Person in solchen Verhältnissen wird selbst dann leicht zum Verbrecher, wenn sie an sich nicht sonderlich criminell veranlagt ist. Die gewöhnlichen Hilfsquellen ehrlichen Fleißes sind ihr verschlossen, oft fehlt es ihr sogar an den präkärsten Mitteln zur Lebensfristung, die häufige Straflosigkeit der Verbrecher in den Großstädten wirkt ermutigend und im Falle der Verhaftung und Verurtheilung wird die Gefängnisstrafe nicht als sonderlich unangenehm empfunden. Auch giebt es in den Städten verhältnismäßig mehr Waisenkinder als auf dem Lande; ebenso mehr junge Leute, die ihre Eltern gerade am Beginne des kritischsten Alters verlieren. Der Grund hiefür liegt in der größeren Sterblichkeit, die in den Städten im Vergleiche zum Lande herrscht. Nichts aber ist für ein Kind verhängnisvoller als der frühe Verlust der elterlichen Fürsorge, und deshalb bildet dieser Verlust zweifellos eine Hauptquelle des jugendlichen Verbrecherthums der großen Städte. Dazu kommt, daß in vielen Fällen, in denen die Eltern noch leben, die Stadtkinder das Elternhaus im zarten Alter verlassen müssen, weil dasselbe ihnen keinen Schlafraum bietet. Solche Kinder schlafen zumeist in den Massenquartieren, wo sie in Gesellschaft von Arbeitscheuen, Dieben u. dgl. gerathen — eine Umgebung, durch deren Berührung sie begreiflicherweise nur allzu leicht auf die Bahn des Verbrechens gelangen.

Zahlreichen jugendlichen Personen vom Lande wird der Eintritt ins städtische Leben verhängnisvoll. Die beschränkende Ueberwachung des engen Dorfkreises hört auf, oft fehlt es ihnen in der Großstadt an Bekannten oder Verwandten, die ihren Lebenswandel beaufsichtigen würden. Die Jugend hegt aber ausgeprägte Geselligkeitstriebe, die befriedigt werden müssen, was den Armen in der Großstadt sehr häufig nur durch den Besuch von Wirthshäusern oder billigen Concertlocalen möglich ist. Wenngleich die meisten jungen Leute zu viel Selbstbeherrschung besitzen, um durch allzu große Ausschweifungen ihre Brotaufstellungen aufs Spiel zu setzen und demzufolge Verbrecher zu werden, kommen doch leider viele Dorfbursche durch ihre Vereinfamung in den Großstädten zu Falle. Schon Adam Smith wies auf die Gefahren des Zuges vom Lande in die Stadt hin; seither sind dieselben noch weit größer geworden.

Ferner ist zu bedenken, daß eine beträchtliche Bevölkerungsdichtigkeit die Zahl der Verbrecher auch dadurch vermehrt, daß sie den Kampf ums Dasein verschärft und dabei die Genußsucht erhöht. Nirgends ist der Wettbewerb so schroff wie in den Großstädten; dort ist man am geneigtesten, den Nachbar beiseite zu stoßen; dort übt man am wenigsten Rücksicht auf andere. Dort lebt noch heute die alte Ueberlieferung der Wilden, jeden Fremdling als verdächtig oder als einen Feind zu betrachten, unbewußt fort; da jeder Einwohner dem anderen — im Gegensatz zum Dorf oder zur Kleinstadt — fremd ist, lebt die ganze Bevölkerung in einem Dunstkreis von Argwohn und Mißtrauen. Solche Existenzbedingungen müssen der gesellschaftlichen Zusammengehörigkeit in ihren höchsten Formen abträglich sein und helfen die selbstischen Triebe so weit entwickeln, daß sie schließlich die Grenze zwischen Selbstsucht und Verbrechen überschreiten.

Eine andere Hauptursache des hohen Procentsatzes jugendlicher Missethäter in den Großstädten sind die Begierden, die der dort auf Schritt und Tritt

bemerkbare gewaltige Reichthum in den jungen Gemüthern erweckt. In manchen Ländern, namentlich in England mit seinen vielen riesigen Industriestädten, bilden die aus diesen Begierden hervorgehenden Vergehen gegen das Eigenthum die Mehrzahl der jugendlichen Mißthaten. Keine Versuchung wirkt auf eine junge Person so stark wie die zum Diebstahl, ein Antriebe, der in der Großstadt durch schier endlose Reihen von Kaufläden und Waarenlagern gekräftigt wird, in welchen allerlei Güter unter ungenügendem Schutz zur Schau gestellt sind. Für den obdachlosen Straßenzungen, den arbeitslosen Knaben und jedes nicht sittlich streng erzogene Kind erweisen sich diese Versuchungen als fast unwiderstehlich. Bekanntlich macht Gelegenheit die meisten Diebe; auch die relative Straflosigkeit wirkt sehr anreizend. Da nun in den Großstädten die Gelegenheit und die Straflosigkeit sich in reichem Maße vereint vorfinden, kann es nicht wundernehmen, daß dieselben die Hauptbrutstätten des jugendlichen Verbrechertums sind.

Vom Gesichtspunkte der Moral ist die planmäßige Decentralisirung der Industrie zweifellos eine der brennendsten Fragen der nächsten Zukunft. Schon jetzt kommt es nicht selten vor, daß große Fabriken aus der Stadt aufs Land verlegt werden und in allen solchen Fällen sind die socialen Folgen der Verlegung höchst segensreiche. Im allgemeinen jedoch nimmt die Verdichtung der Industrie und daher auch der Bevölkerung in großen Städten eher zu als ab. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die riesige Steigerung des Nationalreichthums, die die Folge jedes industriellen Aufschwunges zu sein pflegt, mit der in ihrem Gefolge einhergehenden sittlichen und leiblichen Schädigung der ärmeren Classen denn doch zu theuer erkauft wird. Ein Vergleich der Sterblichkeit der Industriebevölkerung, die jenen Reichthum erzeugt, mit der Sterblichkeit der Landbevölkerung zeigt, daß die günstigen wirthschaftlichen Ergebnisse der industriellen Thätigkeit schreckliche Opfer an Gesundheit und Leben erfordern. Sollte man nicht meinen, daß es von Nationen, die groß werden oder bleiben wollen, vernünftiger wäre, Beschäftigungen zu bevorzugen, welche eine gesunde, kräftige Bevölkerung hervorbringen? In England z. B. war in dem Jahrzehnt 1881 bis 1890 das Verhältnis der städtischen zur ländlichen Sterblichkeit 117 : 100; die Vortheile des Landlebens für die Gesundheit liegen somit auf der Hand und daher sollte die Staatskunst alles daran setzen, auf dem Lande ein kräftiges, unternehmendes Geschlecht großzuziehen. Obgleich die Landbevölkerung heutzutage in vielen Ländern in großer Armuth lebt, ist sie gesunder und weist weniger Verbrecher auf als die städtische; wie gut würde es mit ihr bestellt sein, wenn man sie dem Elend entrisse und ihrer schlummernden Thatkraft angemessene Bahnen eröffnete! Maßregeln dieser Art würden den Umfang des jugendlichen Verbrechertums sehr erheblich verringern.

Bei der Prüfung der öffentlichen Verbreitung des jugendlichen Verbrechertums haben wir gefunden, daß zwischen diesem und der Dichtigkeit der Bevölkerung ein enger Zusammenhang besteht, sowie daß in jeder einzelnen Gegend innige Beziehungen zwischen den Verhältniszziffern des jugendlichen und denen des allgemeinen Verbrechertums herrschen. Nun fragt es sich, ob nicht auch zwischen der örtlichen Vertheilung des jugendlichen Verbrechertums und derjenigen des Pauperismus eine enge Verbindung vorhanden ist, d. h. ob dort, wo es einen hohen Procentsatz von jungen Mißthatern giebt, auch der Pauperismus einen hohen Procentsatz aufweist. Von vornherein scheint es naheliegend, diese Frage ohneweiters zu bejahen. Aber diese plausible Schlußfolgerung wird von den amtlichen Berichten ungestoßen; wenigstens liegt der betreffende Zusammenhang,

falls er besteht, nicht offen zu Tage. Im Gegentheile, nach den Veröffentlichungen des englischen Localverwaltungsamtes zu schließen, herrscht dort, wo das Verbrechen am verbreitetsten ist, am wenigsten Pauperismus, und umgekehrt. So z. B. waren am 1. Januar 1892 in England und Wales 2,62 Procent der Einwohnerzahl Almosenempfänger; doch befanden sich die Grafschaften Lancaster, Chester, Northumberland, Warwick, Middlesex und Durham unterhalb dieses Durchschnittes und gerade diese Grafschaften wiesen einen über dem Durchschnitt des ganzen Landes stehenden Procentsatz von Verbrechern auf, auch von jugendlichen. Dagegen zeigen die mit den meisten Almosenempfängern belasteten Grafschaften in der Regel ein niedriges Ziffernverhältnis von Verbrechern; in mehreren Grafschaften stand einem Pauperismus von 4 Procent ein Verbrecherthum von nur 2 Procent gegenüber.

Welches sind die wahrscheinlichsten Ursachen dieses bemerkenswerthen Mißverhältnisses zwischen der Verbreitung des Pauperismus und derjenigen des Verbrechens speciell in England und Wales? Außer den bereits erwähnten Ursachen, die an dicht bevölkerten Orten viele Verbrechen zeitigen, ist hier noch die Art der Handhabung der Armengesetzgebung maßgebend. Um Massenbetrügereien vorzubeugen, sind die Armenausschüsse in dichtbevölkerten Gegenden gezwungen, das Gesetz mehr oder minder streng zu handhaben; da sie sich über die Vergangenheit sehr vieler Bittsteller keine ausreichenden Aufschlüsse verschaffen können, müssen sie nothgedrungen zahlreiche Gesuche abschlägig bescheiden: so giebt es weniger Almosenempfänger, dafür aber mehr Verbrecher aus Noth. Auf dem Lande dagegen kennen die Armenausschüsse die Verhältnisse aller Bittsteller genau. Diese sind nicht, wie ihre Brüder in der Großstadt, bald hier bald anderswo, sondern kleben von Jugend auf an der Scholle, so daß man über sie vollkommen unterrichtet ist und ihnen daher viel leichter die gesetzliche Unterstützung bewilligt, wodurch vielen Verbrechen aus Noth vorgebeugt wird.

Wir brauchen jedoch nicht anzunehmen, daß eine strengere Handhabung der ländlichen Armenpflege die Wirkung haben würde, das Verbrecherthum auf dem Lande ebenso hoch zu bringen, wie es in der Stadt ist, denn das Verbrechen ist nicht ein Ergebnis der Armuth allein, vielmehr werden viele Gesetzesverletzungen durch andere als wirtschaftliche Ursachen hervorgerufen, wie natürliche Veranlagung, das von den Eltern gegebene Beispiel, die sociale Umgebung, allerlei Gewohnheiten, Gelegenheit, Versuchungen u. s. w. Und da mehrere dieser Ursachen in den Städten viel mehr Spielraum haben als auf dem Lande, darf man erwarten, daß die dichtbevölkerten Orte den spärlich bewohnten gegenüber stets im Nachtheile bleiben werden, so weit die Ausdehnung des Verbrecherthums in Betracht kommt. Beispielsweise rühren Vergehen gegen die Person sehr selten unmittelbar von wirtschaftlichen Ursachen her. Die verhältnismäßig größere Verbreitung dieser Gattung von Vergehen in der Stadt gegenüber dem Lande ist eine Folge der mit der großen Bevölkerungsdichtigkeit verbundenen ausgedehnten Berührungs- und Reibungsgelegenheit. Dasselbe gilt von der Trunksucht; in den Städten giebt es viel mehr Gelegenheit sich zu betrinken als in den Dörfern. Auch mit den Vergehen gegen das Eigenthum ist es ähnlich bestellt; solche werden in der Stadt in Folge der reichlicheren Gelegenheit und daher größeren Versuchung in verhältnismäßig höherer Zahl begangen als auf dem Lande. Diese wenigen Beispiele genügen zur Erbringung des Beweises, daß eine Ausgleichung der wirtschaftlichen Daseinsbedingungen zwischen Stadt und Land nicht nothwendig von einer entsprechenden Ausgleichung der Verbrechensbewegung begleitet sein müßte.

Werfen wir auf die Ergebnisse unserer Untersuchung der örtlichen Verbreitung der jugendlichen Mißthaten einen Rückblick, so finden wir, daß wir zu den nachstehenden Schlußfolgerungen gelangt sind: 1. Wo ein hohes Ziffernverhältnis des Verbrechens überhaupt besteht, ist auch das des jugendlichen hoch. Hauptursachen: Die Verderbung der Jugend durch die Erwachsenen und die Gleichheit der Ursachen (persönliche, gesellschaftliche und wirthschaftliche Umstände); 2. Bevölkerungsdichtigkeit wirkt auf die unter 1 angeführten Ursachen ergänzend und fördernd; deshalb gedeiht das Verbrechertum in den Großstädten besser als auf dem Lande; 3. wo der Pauperismus am verbreitetsten, ist das Verbrechen am wenigsten verbreitet. Die Hauptlehren, die aus diesen Ergebnissen zu ziehen wären, gehen dahin, daß in den Städten durch Hebung der Gesundheitsverhältnisse die Bevölkerung zu einem ehrlichen Lebenskampf geeigneter gemacht werde, und daß auf dem Lande hinwiederum durch Hebung der wirthschaftlichen Lage der Bauern dem verderblichen Zuzug nach den Städten thunlichst vorzubeugen sei.

Astronomische und physikalische Geographie.

Die Kometen des Jahres 1898.¹

Im Volksmunde laufen verschiedene Sprichwörter oder traditionelle Sprüche, welche sagen, daß die am 1. Januar eintreffenden Begebenheiten sich dann im Laufe des ganzen Jahres wiederholen werden. Man hatte daher am 1. Januar schon voraussagen können, daß das Jahr 1898 reich an Kometen sein werde, da an jenem Tage Perrin (Sid-Sternwarte) bereits in den ersten Morgenstunden die Wiederkehr des Kometen von Winnecke beobachten konnte. Derselbe zeigte sich als bloßer rundlicher Nebel und war auf dem Wege gegen sein Perihel gerichtet, welches er erst am 20. März erreichte.

Perrin hatte das Glück, auch den ersten, vorher unbekanntem Kometen desselben Jahres zu entdecken. Er sah nämlich am 19. März morgens einen hellen, sternartigen Kern sechster bis siebenter Größe, umgeben von einer runden, etwa 2' im Durchmesser haltenden Nebelhülle mit einem Schweif von mehr als 1° Länge. Der Komet hatte schon am 17. März das Perihel passiert, er entfernte sich also zur Zeit der Entdeckung bereits vom Sonnensystem und nahm ziemlich rasch an Helligkeit ab. Die Berechnung seiner Bahnelemente zeigte, daß es sich um einen periodischen Kometen mit sehr großer Umlaufszeit handelt. Diese Bahnelemente ergaben folgende Werthe (der Komet erhielt die Bezeichnung 1898 I):

Periheldurchgang: März 17,1124 mittlere Berliner Zeit,	
Länge des Perihels	309° 39,7'
" aufsteigenden Knotens 262° 24,6'	} mittlerer Aequator 1890,0
Neigung "	
Periheldistanz	1,09447
Eccentricität	0,97667
Umlaufszeit	322,6 Jahre.

Rasch aufeinander folgten sich die Entdeckungen während des Monates Juni. Am 11. Juni zeigte eine von Coddington (Sid-Sternwarte) aufgenommene Photographie einen Kometen, den Baulh in Bukarest am 14. auch im Fernrohre sah. Dieser Komet glich einer verwachsenen Nebelmasse von 1,5 bis 2' Durchmesser mit einer sternartigen Verdichtung achter bis neunter Größe. Für die Sternwarten der nördlichen Halbkugel saug er bereits anfangs Juli unter den Horizont. Die Bahnelemente sind folgende:

¹ Mit Benutzung des „Astronomischen Kalenders für 1899“ (Neue Kometen von Professor Weiß) und einiger astronomischer Zeitschriften.

Periheldurchgang: 1898 September 14, 1413 mittlere Berliner Zeit,
 Länge des Perihels 317° 17,5' } mittlerer Aequator
 " " aufsteigenden Knotens 73° 59,4' } 1898,0
 Neigung " 69° 54,8' }
 Periheldistanz 1,70076.

Am 12. Juni erfolgte die Wiedererscheinung des periodischen Kometen von Encke, am 16. desjenigen von Wolf. Den Encke'schen Kometen sah zuerst Tebutz in Neu-Süd-Wales nahe an dem von Zwanow vorausberechneten Orte. Diese ist die 28. Wiederkehr des Kometen gewesen.

Den Wolf'schen Kometen sah man zuerst auf der Lick-Sternwarte. Er war blaß, rundlich, ohne bemerkenswerthe Einzelheiten.

Die drei gesehenen periodischen Kometen erhalten diesmal die Bezeichnung: Winnecke 1898 II, Encke 1898 III, Wolf 1898 IV. Der früher beschriebene Komet von Coddington wird mit 1898 VII bezeichnet, weil andere zwei, welche später entdeckt wurden, früher durch das Perihel gingen.

Am 17. Juni entdeckte man auf der Lick-Sternwarte abermals einen neuen Kometen. Derselbe wurde zwei Monate vor dem Periheldurchgang gesehen, war aber gerade zur Zeit der Perihelpassage unsichtbar, weil diese in den Sonnenstrahlen erfolgte. Derselbe erhielt die Bezeichnung 1898 VI und seine Bahnelemente sind folgende:

Periheldurchgang: 1898 August 16, 3378 mittlere Berliner Zeit,
 Länge des Perihels 104° 3,0' } mittlerer Aequator
 " " aufsteigenden Knotens 259° 8,5' } 1898
 Neigung 70° 1,1' }
 Periheldistanz 0,63536.

Endlich erfolgte am 18. deselben Monats die Entdeckung eines weiteren teleskopischen Kometen durch Giacobini in Nizza. Dieser Komet erhielt die Bezeichnung 1898 V, seine Bahnelemente ergeben sich wie folgt:

Periheldurchgang: 1898 Juli 25, 5505 mittlere Berliner Zeit,
 Länge des Perihels 300° 41,8' } mittlerer Aequator
 " " aufsteigenden Knotens 278° 12,2' } 1898
 Neigung 166° 51,0' }
 Periheldistanz 1,50128.

Jede Kometenentdeckung wird sofort allen Sternwarten telegraphisch angezeigt, damit das bezügliche Object vielseitig verfolgt und so dessen Bahnelemente bestimmt werden können. Man kann sich vorstellen, welche Arbeit die Entdeckung so vieler Kometen in wenigen Tagen den Astronomen verschaffte. Nun hatten sie aber drei Monate Ruhe, und erst am 13. September ging die Jagd auf die Kometen wieder vor sich. An jenem Tage entdeckte nämlich Perrin auf der Lick-Sternwarte den Kometen 1898 VIII, den schon am nächsten Tage auch Chofordet in Besançon sah. Der Komet war zwar teleskopisch, aber ziemlich hell; er bestand aus einer Nebelhülle von circa 2' Durchmesser mit einem sternartigen Kerne achter Größe, an den sich ein Schweif von 0,5° Länge angeschlossen; er näherte sich sehr rasch der Sonne und verschwand schon in den nächsten Tagen in ihren Strahlen. Die Bahnelemente sind:

Periheldurchgang: 1898 October 20, 5779 mittlere Berliner Zeit,
 Länge des Perihels 197° 14,0' } mittlerer Aequator
 " " aufsteigenden Knotens 34° 53,5' } 1898
 Neigung 28° 51,0' }
 Periheldistanz 0,37677.

Professor Weiß bemerkt zu diesen Elementen, daß sie sich aus nur 14tägigen Beobachtungen ergaben und daß, obwohl die Beobachtungen auf der nördlichen Halbkugel keine Abweichung von der Parabel verrathen, die Möglichkeit einer elliptischen Bahn nicht ausgeschlossen sei. Darüber wird man entscheiden können, bis die Beobachtungen auf der südlichen Halbkugel vorliegen werden, auf welcher der Komet in der letzten Hälfte des Octobers als ein recht auffälliges teleskopisches Object sichtbar wurde.

Am 20. October entdeckte Brooks einen runden, ziemlich hellen Kometen, der sich gegen Südwesten bewegte. Demselben kommt die Bezeichnung 1898 IX zu. Die Bahnelemente desselben zeigten eine solche Ähnlichkeit zu den Elementen des Kometen 1881 IV, daß sich die Astronomen veranlaßt sahen, hierüber einige Muthmaßungen auszusprechen. Diese Elemente sind nämlich folgende:

Periheldurchgang: 1898 November 13, 1931.

	1898 VIII		1881 IV
Länge des Perihels	219° 53,7') mittlerer	219° 9,9'
" aufsteigenden Knotens	96° 20,0') Aequator
Neigung	140° 21,1'	1898	140° 13,9'
Periheldistanz	0,75599		0,63354

Zu dieser Uebereinstimmung schreibt Professor Weiß: „Eine Identität beider Körper ist zwar ausgeschlossen, da die Bahn des Kometen 1881 IV eher eine Tendenz zeigte, von der Parabel nach der hyperbolischen als nach der elliptischen Seite hin abzuweichen; auf einen gemeinsamen Anspruch beider weist aber diese Ähnlichkeit hin. Eine zweite Eigenthümlichkeit dieser Bahn ist die, daß sie im niedersteigenden Knoten nur 0,043 Erdbahnhalbachsen innerhalb der Erdbahn vorüberführt. Wäre also dieser Komet um ein halbes Jahr früher durch das Perihel gegangen, so hätte er eine überaus glänzende Erscheinung dargeboten. Hat dieses Object längs seiner Bahn Partikelchen zurückgelassen, so begegnet die Erde denselben am 27. Juni, sie müßten uns dann als Sternschnuppen erscheinen, mit dem Radiationspunkt in 15° gerader Aufsteigung und 29° nördlicher Abweichung. Professor Weyer empfiehlt deshalb Ende Juni jene Gegend im Auge zu behalten.“

Schließlich ist, so weit zur Zeit der Verfassung dieser Zeilen bekannt war, am 15. November noch ein Komet durch Chasse (Zale-College) in 151° 46' gerader Aufsteigung und in 22° 55' nördlicher Abweichung, also nahe beim Radiationspunkt der Leoniden entdeckt worden. Nähere Angaben über dessen Bahn fehlen uns noch. Es ist uns nur bekannt geworden, daß die von Möller und Professor Kreuz berechneten Bahnelemente Ähnlichkeit mit dem Kometen 1867 I zeigen, so daß Professor Weiß die Identität dieser beiden Körper vermuthet.

Politische Geographie und Statistik.

Die Weizenproduction der Erde.

Von Franz Heiderich.

(Schluß.)

Bemerkenswerth ist, daß in Rußland wie in Deutschland das Hauptnahrungsmittel nicht Weizen, sondern Roggen bildet, weshalb von letzterem weit weniger ausgeführt wird als von Weizen. Der Weizen geht in erster Linie nach England, dann nach Frankreich und Deutschland; Mehl dagegen nach der Türkei, nach Schweden und Norwegen.

Was ein selbst durch 1½ Jahrtausende bewirthschafteter Boden bei rationeller Cultur und intensiver Bewirthschaftung zu leisten vermag, zeigen die enormen Weizenernten Frankreichs, das trotz seiner hochindustriellen Bethätigung als Weizenproducent an dritter Stelle steht. Doch genügt die heimische Production nicht mehr, da bei der Vorliebe der Romanen für feines Mehl und Weizen der Consum sich auch relativ hebt, d. h. in größerem Maße als die Zunahme der Bevölkerung, was auf die Wohlhabenheit der Franzosen deutet. Frankreich muß jährlich circa 8 bis 10 Procent seines Weizenbedarfes aus dem Auslande beziehen. Noch viel schlimmer steht es in dieser Beziehung mit dem Deutschen Reich, das im Durchschnitte jährlich 25 bis 30 Procent seines Weizenbedarfes importiren muß. Am weitesten sind aber in dieser wirthschaftlichen Anselbändigkeit die britischen Inseln, Belgien, Holland und die Schweiz, welche im jährlichen Durchschnitte 70 bis 80 Procent ihres Weizenbedarfes durch Einfuhr decken müssen. Weizenimportländer sind in Europa auch Italien, Dänemark (seit 1883), Schweden und Norwegen, sowie Griechenland, was bei diesen Staaten um so bedenklicher ist, als sie das hiefür verausgabte Geld nicht durch den Absatz industrieller Waaren wieder ins Land bekommen. Oesterreich-Ungarn vermag seinen Weizenbedarf nicht bloß vollständig zu decken, es vermag sogar in Folge des blühenden Weizenbaues in Ungarn eine allerdings im Vergleiche zur Weltproduction geringe Menge zu exportiren. Ziemlich bedeutenden Export haben in Europa neben Rußland noch Rumänien, Bulgarien, Serbien und die Türkei. Immerhin ist aber Europa mit durchschnittlich 10 bis 12 Procent seines Bedarfes auf die Zufuhr aus außereuropäischem Gebiete angewiesen. Neben der Union sind es vor allen Britisch-Indien, Canada und Argentinien, welche diese Zufuhr leisten.

In Britisch-Ost-Indien hat man ursprünglich den eigentlichen Brotfrüchten wenig Aufmerksamkeit geschenkt und sich fast ausschließlich auf die Reiskultur beschränkt. Erst seit Mitte der Stebzigigerjahre erschien indischer Weizen in stets steigender Menge auf dem Weltmarkte und ist seitdem nach Qualität wie Quantität ein gewichtiger Factor desselben geworden.

Auch in Canada macht die Weizenproduction infolge Urbarmachung und Erschließung neuer Gebiete außerordentliche Fortschritte. Gleiches gilt von der durch günstige klimatische und pedologische Verhältnisse ausgezeichneten Argentinischen Republik, welche erst 1877 in die Reihe der Weizen exportirenden Länder trat. Ueberhaupt muß für den europäischen Landwirth das ungünstige Prognostikon gestellt werden, daß specicll in Süd-Amerika — wenn die Staaten einmal zu geordneten inneren Verhältnissen gelangt sein werden — der Weizenbau noch eine ungeheurere Ausdehnung nehmen wird.

Von großem allgemeinen, pflanzengeographischen und handelspolitischen Interesse ist es, daß die Weizenernten der Erde sich über das ganze Jahr vertheilen. Zu jeder Zeit wird irgendwo auf der Welt Weizen geerntet. Wir geben zur Illustration dieses Ausspruchs folgende Daten, welche der „Deutschen Landwirthschaftlichen Presse“¹ entnommen sind:

Januar: Die Ernte Australiens wird beendet; ferner findet der Weizenschnitt in Neu-Seeland, Chile und der Argentinischen Republik statt.

Februar: Ernte Oberägyptens und Indiens.

März: In Aegypten und Indien.

April: An der Küste Aegyptens, in Syrien, auf der Insel Cypren, Persien, Kleinasien, Marokko, Texas, Florida.

Juni: In Rumänien, Serbien, Bulgarien, Ungarn, der Türkei, Griechenland, Süd-Rußland, Italien, Spanien, Portugal, Süd-Frankreich, Californien, Oregon, in den südlichen Vereinigten Staaten, und zwar: Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia, Nord- und Süd-Carolina, Tennessee, Virginia, Kentucky, Kansas, Arkansas, Utah, Colorado, Missouri.

Juli: In Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Frankreich, Italien, Rußland, Polen, Süd-, Ost- und Mittel-England, Oregon, Nebraska, Minnesota, Wisconsin, Iowa, Illinois, Indiana, Michigan, Ohio, New-York, Neuengland, Virginien, Obercanada.

August: In Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, Großbritannien, Dänemark, Polen, Hudsons-Bai-Territorien, Untercanada, British-Columbien, Manitoba.

September: In Schottland, Schweden und Norwegen, Nord-Rußland.

October: In Schottland.

November: In Nord-Australien, Peru, Süd-Afrika.

December: In Chile, der Argentinischen Republik, Süd-Australien.

Tabelle II.

Schwankungen der Weizenernte der Welt.

Jahr	Ernteerträge	Schwankungen um das Mittel der 10 Jahre (64.322,59 Tausend-Tonnen) in	
		absoluter Menge	Procenten
1887	62.705,7	- 1616,9	- 2,5
1888	60.005,0	- 4317,6	- 6,7
1889	58.187,2	- 6135,4	- 9,5
1890	61.650,8	- 2671,8	- 4,2
1891	64.841,6	+ 519,0	+ 0,8
1892	65.616,7	+ 1294,1	+ 2,0
1893	67.334,6	+ 3012,0	+ 4,7
1894	70.075,7	+ 5753,1	+ 8,9
1895	68.159,7	- 3835,1	+ 5,9
1896	64.648,9	+ 326,3	+ 0,5
Gesammt . 643.225,9			

¹ Berlin, Varen, XXIV. Jahrg. Nr. 97, S. 880.

Die von Beerbohm zusammengestellten Daten lassen aber auch eine andere wichtige Verwerthung zu; es lassen sich nämlich daraus die jährlichen Schwankungen der Weizenerte der ganzen Welt ausfindig machen. Die Tabelle auf vorangehender Seite bringt eine Zusammenstellung dieser von mir berechneten Schwankungen.

Wie aus diesen Angaben ersichtlich ist, bestehen solche Schwankungen in der Weltproduction, aber sie halten sich in mäßigen Grenzen, indem sie 10 Procent des 10jährigen Mittels nicht übersteigen, zumeist aber weit darunter bleiben. Missernten einzelner Länder sind zwar für den davon betroffenen Landmann ein schwerer Schlag, aber sie machen sich durch den großartig organisirten Getreidehandel, welcher in seiner Internationalität alle Länder der Erde durch die vervollkommeneten Verkehrsmittel der modernen Zeit verknüpft, im großen und ganzen kaum mehr fühlbar. Missernten waren bis in die Mitte unseres Jahrhunderts in dem davon heimgesuchten Lande mit Hungersnoth und Theuerungen verknüpft. In England schwankten die Preise des Getreides im 13. Jahrhundert um das 56fache, im 14. um das 40fache, im 15. um das 20fache, im 16. um das 8fache, im 17. um das $3\frac{1}{2}$ fache, im 18. um das $4\frac{1}{2}$ fache, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts um das 8fache, während die letzten 30 Jahre in England nur ein Verhältniß von 100 : 173, wenn man Jahresdurchschnitte in Rechnung zieht, beobachten lassen.¹ Solche Theuerungen und Hungersnöthen, welche den Schrecken der ärmeren Bevölkerung bildeten, sind nunmehr durch den internationalen Getreidehandel unmöglich gemacht. Wie statistische Untersuchungen gezeigt haben, tritt der Ernteausfall einzelner Länder nicht mehr in den Getreidepreisen zu Tage. „Es ist,“ sagt v. Neumann-Spallart, „gewiß kein geringer Sieg des heutigen Culturlebens, daß die so vollständig eingerichtete Beschaffung des wichtigsten Nahrungsmittels der ganzen Bevölkerung nicht mehr von deren eigenem Wohnsitze ausgehen muß, sondern davon völlig unabhängig geworden ist. Die Zufuhren von Weizen aus der Region des russischen Tschernosjom oder aus den westlichen Territorien des nordamerikanischen Continents sind nicht schwieriger und nicht kostspieliger, als früher die Erzeugung im nächsten Umkreise der Städte war. Die Menschen sind daher nicht mehr bei der Wahl ihres Standortes an die Kornfrage gebunden, sondern sie haben sich von dieser in früheren Jahrhunderten entscheidenden Bedingung der Natur unabhängig gemacht.“

Vom Kaiser Wilhelm-Canal. Aus den jüngst erschienenen Mittheilungen über den Kaiser Wilhelm-Canal aus dem Verwaltungsberichte des kaiserl. Canalamtes für das Rechnungsjahr 1897 (vom 1. April 1897 bis 31. März 1898) theilen wir Folgendes mit: Der bauliche Zustand des Canales selbst, wie der der Böschungen, Brücken, Schleusen und sonstigen Bauten ist auch in diesem Betriebsjahre ein durchaus befriedigender gewesen. Die elektrische Beleuchtung der Canalstrecke hat sich vorzüglich bewährt. Betriebsstörungen bei derselben sind nur sechs vorgekommen. An Beschädigungen der Canalanlagen durch Schiffe sind zwei festzustellen. Der Bestand an Betriebsmitteln ist derselbe wie im Vorjahre; hinzugekommen sind nur die Gisdährprähme und Rettungsboote. Keines der Fahrzeuge hat eine schwere Beschädigung erlitten. Im Rechnungsjahre 1897 waren 315 Beamte und 705 Arbeiter vorhanden. Der Canal ist von 9396 Dampfern und 13.712 anderen Fahrzeugen (Seglern, Leichtern u. s. w.), zusammen von 23.108 abgabepflichtigen Schiffen mit einem Gesamttraumgehalt von 1,927.946, beziehungsweise 541.849, zusammen 2.469.795 Register-tonnen netto benutzt worden. Gegen das Vorjahr ergibt sich ein Zugang von 3148 Schiffen, beziehungsweise von 621.337 Registertonnen netto, d. i. 33,61 Procent des Raumgehaltes. Die Einnahme an Canalgebühren betrug 1,264.266 Mark, mithin 289.161 Mark oder 29,65 Procent mehr als im Vorjahre. Was die Benutzung des Canales nach Flaggen an-betrifft, so ist in allen Fällen die deutsche Flagge bei weitem am stärksten theilhaft, nämlich im Gesamtverkehre mit 87,88 Procent der Schiffe und 69,30 Procent des Raumgehaltes, im Durchgangsverkehre mit 77,47 Procent der an diesem Verkehre theilhaftigen Schiffe und 66,54 Procent des Raumgehaltes, im deutschen Küstenverkehre mit 97,74 Procent der Fahrzeuge und 92,76 Procent des Raumgehaltes. Es folgten dann im Gesamtverkehre nach Register-tonns die britische Flagge mit 8,08, die dänische mit 7,33, die schwedische mit 6,06, die norwegische mit 2,87, die russische mit 2,54, die niederländische mit 2,30, die belgische mit 0,59, die französische mit 0,17 Procent. Nach der Schiffszahl folgten der deutschen Flagge (87,88 Procent) zunächst die dänische (3,75), die schwedische (3,23), die niederländische (2,10) und dann erst die britische Flagge (1,49 Procent). Von Seedampfern haben einschließlich der Schiffe der kaiserl. Marine im Berichtsjahre 5030 den Canal befahren. Die mittlere Dauer der Durchfahrt betrug 8 Stunden 36 Minuten gegen 9 Stunden 33 Minuten im Vorjahre, die mittlere Fahrsgeschwindigkeit war 12,1 Kilometer pro Stunde. Von den 150

¹ G. Schönberg, Handbuch der politischen Oekonomie. 2. Auflage. Tübingen 1886. II. Band, S. 233.

Unfällen an Schiffen sind 10 als schwerer zu bezeichnen. 46 Personen sind verunglückt. Im Berichtsjahre betragen die Gesamteinnahmen 1,300.018 Mark, die Gesamtausgaben 2,278.283 Mark. Im ganzen glaubt die Canalverwaltung das finanzielle Ergebnis des Berichtsjahres als ein nach Lage der Verhältnisse nicht ungünstiges ansehen zu dürfen.

Die Eisenbahnen der australischen Colonien. Die australischen Colonien setzen den Eisenbahnbau mit Eifer fort, wemgleich die Bahnen zum Theile mit einem nicht unbedrächtlichen Verluste arbeiten. Recht günstig entwickelt sich das Eisenbahnwesen in Neu-Süd-Wales. Diese Colonie hatte am 1. Juli 1897 insgesammt 4248 Kilometer fertige Bahnen, während 152 Kilometer noch unter Arbeit waren. Ihr Bau hatte 37,365.205 Pfund Sterling gekostet, welche sich, nach Abzug der Betriebskosten, mit 3,79 Procent verzinsen. Außerdem besaß der Staat 100 Kilometer Trambahnen, meist in Sydney und Umgebung, welche im letzten Jahre 4 Procent Reingewinn ergaben.

Nicht so günstig steht das Eisenbahnwesen in der Colonie Victoria. Hier waren Ende Juni 1897 im ganzen 5035 Kilometer Bahnen in Betrieb gesetzt, welche einen Kostenaufwand von 38,329.402, und rechnet man dazu die bisherigen jährlichen Fehlbeträge in der Verzinsung der Capitalanlage, die von über 47 Millionen Pfund Sterling erfordert hatten. Der Reingewinn des letzten Jahres verzinste das Capital mit nur 2,98 Procent, so daß ein Deficit von 375.323 Pfund Sterling aus anderen Hilfsquellen gedeckt werden mußte. Vier Bahnen mit 78 Kilometer Länge, welche 473.460 Pfund Sterling gekostet hatten, wurden im Laufe des Jahres gänzlich geschlossen, weil sie keine Einnahme lieferten.

Was die übrigen Colonien betrifft, so hatten Queensland 3910, Süd-Australien, mit Einschluß des Nordterritoriums 3006, West-Australien 2190, Tasmanien 764 und Neu-Seeland 3516 Kilometer Eisenbahnen in Betriebe. Außerdem wurde noch in Queensland an 254, in West-Australien an 814, in Tasmanien an 27 und in Neu-Seeland an 200 Kilometer Bahnen gebaut.

Tonnengehalt der Handelsflotten Englands, Deutschlands und Frankreichs. Der Tonnengehalt sämtlicher Dampfer und Segelschiffe von mehr als 100 Tonnen-Inhalt, welche sich im Jahre 1897/98, von Juli zu Juli gerechnet, im Besitze der drei wichtigsten seefahrenden Staaten in Europa, England, Deutschland und Frankreich, befanden, war folgender. Ein Vergleich mit dem Jahre 1891/92 zeigt eine starke Abnahme im Tonnengehalte der Segelschiffe, aber eine sehr beträchtliche Zunahme in dem der Dampfer.

Dampfer:	1891/92	1897/98	Zunahme
Großbritannien	8,536.994	10,552.498	2,015.504
Deutschland	1,083.307	1,462.530	379.223
Frankreich	843.486	970.072	126.586
Segelschiffe:			Abnahme
Großbritannien	3,563.524	3,098.618	464.906
Deutschland	654.147	544.420	109.727
Frankreich	286.114	269.667	16.447

Gr.

Wirthschaftliche Verhältnisse in Argentinien. Das Geschäftsleben der Argentinischen Republik im Jahre 1897 war infolge der schlechten Witterungsverhältnisse und der großen Verwüstungen durch Heuschrecken kein günstiges. Der Export bewertete 101,169.299 Golddollars gegen 116,802.016 und der Import 98,288.948 gegen 112,163.591 im Vorjahre. Die landwirthschaftlichen Erzeugnisse erlitten eine Einbuße von 19,791.212 Dollars, während die thierischen sich um den Werth von 3,510.489 steigerten und sich auf 74,044.525 beliefen.

Gr.

Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

Dr. Georg Huth.

Unter den jungen deutschen Forschern auf linguistisch-ethnologischem Gebiete nimmt Dr. Georg Huth durch seine erfolgekrönten Untersuchungen ostasiatischer Sprachen bereits eine hervorragende Stelle ein.

Georg Huth wurde am 25. Februar 1867 zu Krotoschin in der Provinz Posen als Sohn des Leiters der dortigen Rectoratschule geboren. Im Jahre 1879 überiedelte er mit

seinen Eltern nach Berlin und bezog daselbst nach Ablegung der Reifeprüfung zu Ostern 1885 die Universität. Guth studirte in erster Linie Sanskrit, dann aber auch Tibetisch, Chinesisch, Mandschurisch und Mongolisch. Schon 1887 erhielt er von der Berliner Facultät für seine sanskrit-philologische Abhandlung „De aetate et scriptis Kalidasae“ den Preis und 1888 das Stipendium der Moses Mendelssohn-Stiftung auf Grund einer märchenvergleichenden Arbeit „Die Reisen der drei Söhne des Königs von Serendippo“. Im Jahre 1889 promovirte er mit der Dissertation „Die Zeit des Kalidasa“.

Von nun an widmete sich Dr. Guth dem speciellen Studium der tibetischen Sprache und Literatur wegen ihrer Wichtigkeit für die indologische Wissenschaft wie für die Erforschung der lamaistischen Religion und Cultur. Eine im Jahre 1890 von der preussischen Akademie der Wissenschaften ihm aus der Bopp-Stiftung gewährte Zuwendung ermöglichte ihm die Publication einer indischen Metrik im Sanskrit-Original und in tibetischer Uebersetzung,



Dr. Georg Huth.

sowie eines Abschnittes aus einem wichtigen buddhistischen Beichtformular (tibetisch und deutsch). Nach Veröffentlichung mehrerer kleinerer Schriften gab er, mit Unterstützung seitens des preussischen Unterrichtsministeriums, ein für die Religions- und Staatsgeschichte der Mongolen und Tibeter überaus wichtiges Werk in tibetischer Sprache heraus: eine sehr umfangreiche „Geschichte des Buddhismus in der Mongolei“, deren Uebersetzung mit so großen Schwierigkeiten verknüpft war, daß er dieselbe erst nach langwierigen Untersuchungen und Nebenarbeiten im Jahre 1895 der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Außerdem beschäftigte sich Guth in den Jahren 1894 bis 1896 mit der Entzifferung tibetischer und mongolischer Inschriften und legte einen Theil der Resultate dieser Untersuchung in mehreren Schriften nieder, deren wichtigste die 1894 auf Kosten der deutschen Morgenländischen Gesellschaft gedruckte Abhandlung „Die Inschriften von Tsaghan Baisching“ und die Uebersetzung der mongolischen Partien der berühmten sechssprachigen Inschrift von Kiu hong-soan, bei der chinesischen Mauer („Journal Asiatique“ 1895) sind. Auch veröffentlichte er eine Studie über die in einem wichtigen Bande der großen tibetischen Schriftsammlung Tand-

schur enthaltenen Werke (Sitzungsberichte der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1896).

Im Jahre 1896 wandte sich Dr. Huth einem der am wenigsten erforschten Probleme der ostasiatischen Wissenschaften zu: der Entzifferung der wenigen bis jetzt bekannt gewordenen Inschriften des im 12. und 13. Jahrhundert n. Chr. so berühmt und für die Geschichte Ost-Asiens so bedeutsam gewesenem tungusischen Volkes der Jutschen. Es gelang ihm eine von diesen Inschriften zum Theile zu entziffern, während die Fachgenossen diese Entzifferung als mit den vorhandenen Hilfsmitteln unausführbar bezeichnet hatten. Als ein weiteres Resultat dieser Untersuchung ergab sich ihm die Erkenntnis, daß für die zur vollständigen Entzifferung jener Inschriften erforderliche Reconstruction der Jutschensprache außer dem Mandjurischen auch die übrigen tungusischen Dialekte heranzuziehen, diese aber — weil zum größten Theile bisher noch sehr wenig bekannt — zuvor erst in Asien selbst zu erforschen seien. Es gelang Dr. Huth seine Entsendung nach Sibirien von Seiten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg zum Zwecke sprachlicher, ethnologischer und historischer Forschungen bei den Tungusen zu erwirken, nachdem er im Bulletin dieser Akademie eine vorläufige Mittheilung über einen Theil seiner Ergebnisse jener inschriftlichen Untersuchung veröffentlicht hatte.

So begann denn Dr. Huth seine Forschungen im Sommer 1897 bei den im Jenisseigebiete nomadisirenden Tungusen. Nach Ueberwindung vielfältiger Mühen und Schwierigkeiten — die er zum Theile in seiner im Sommer 1898 in der „Rossischen Zeitung“ veröffentlichten Beschreibung seiner Reise geschildert hat — gelang es ihm, sowohl einen großen Theil des Wort- und Formenschatzes des bisher fast ganz unbekannt gebliebenen jenisseitungusischen Dialektes festzustellen, wie auch eine nicht unbedeutliche Anzahl von Liedern, Märchen, Schamanenprüchen und selbst Fragmenten alter Epen aufzuzeichnen — Uebersetzungen, die zum Theile in einer alterthümlichen, den Tungusen selbst nur noch mit großer Mühe, ja theilweise überhaupt nicht mehr verständlichen Sprache abgefaßt sind.

Mit großem Interesse muß man der Veröffentlichung dieser Forschungsergebnisse entgegensehen, welche unsere ethnologischen Kenntnisse von Ost-Asien ganz außerordentlich zu erweitern und zu bereichern berufen erscheinen, wie man überhaupt noch von dem jungen Forscher wichtige Leistungen zu erwarten berechtigt ist.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

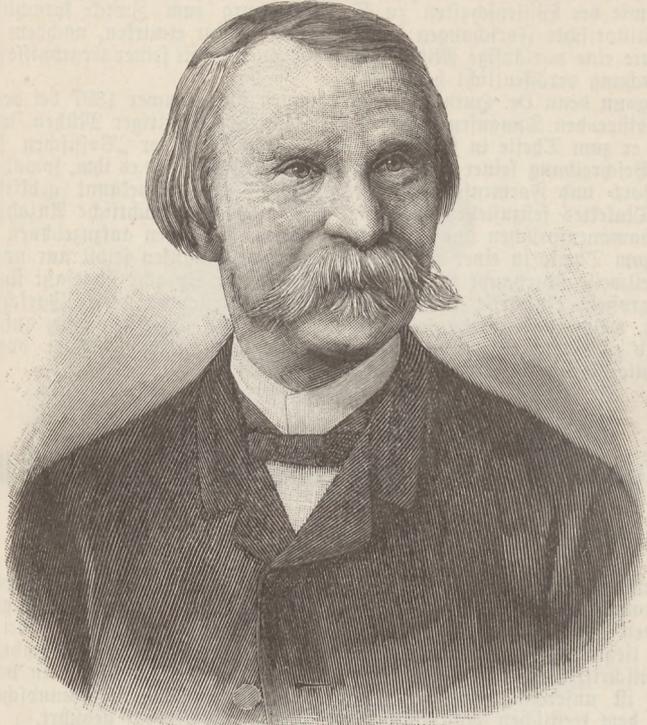
Dr. Karl Müller.

Welcher auch nur wenig mit der Literatur vertraute Naturfreund in deutschen Landen sollte den Namen Dr. Karl Müller's nicht kennen, der vor kurzem hochbetagt sein arbeitsfreudiges Leben beschlossen hat! Obwohl Müller's eigenes Forschungsgebiet von unseren Zielen seitab liegt, hat er in der von ihm begründeten und durch lange Jahrzehnte herausgegebenen Zeitschrift „Die Natur“ so vielfach auch geographische Theuren berührt und gearbeitet und ist unserer „Rundschau“ seit ihrer Begründung so freundschaftlich gesinnt gewesen, daß dem trefflichen Manne an dieser Stelle ein Nachruf gebührt.

Johann Karl August Müller¹ wurde am 16. December 1818 zu Allstedt in Sachsen-Weimar geboren, wo sein Vater Beutlermeister war. In dürftigen Verhältnissen aufwachsend, besuchte er die lateinische Stadtschule seiner Vaterstadt, an welcher auch der geniale Diaconus Dr. August Thieme wirkte. Durch diesen verehrten Lehrer wurde in dem aufgeweckten Knaben der im Elternhause genährte Sinn für die Natur und ihre Schönheiten besonders befestigt. Er steigerte sich später zu einer enthusiastischen Liebe zur Natur, welche ihn nimmer ruhen ließ, in ihre Wunder einzudringen und das Erkannte mitzutheilen, zum Gemeingut vieler zu machen. Da Karl Müller nach Beendigung der Schulzeit in seinem 15. Lebensjahre wegen fehlender Mittel nicht ein Gymnasium besuchen konnte, entschloß er sich das Apothekerkunst zu erlernen, da er so die schon lange stibgewonnene Beschäftigung mit der Natur weiter pflegen zu können hoffen durfte. Seine Lehrzeit machte Müller in Berka an der Elm durch, dann war er in seinem Berufe an verschiedenen Orten thätig, in Kranichfeld, ebenfalls an der Elm, in Zeber, auf der Insel Wangeroog, in Detmold, in Blankenburg am Harz und zuletzt in Marienberg im sächsischen Erzgebirge.

¹ Vgl. den Nekrolog „Zur Erinnerung an Karl Müller von Halle“ von Otto Taschenberg, „Die Natur“ 1899, Nr. 11.

In dem Jahrzehnt, da er dem pharmaceutischen Berufe oblag, widmete er seine ganze freie Zeit der Beschäftigung mit der Natur und besonders dem Studium der Pflanzenwelt und benutzte seinen Aufenthalt auf Wangeroog 1839, um die Flora dieser Insel zu bearbeiten. So gewann er den Stoff zu seiner ersten literarischen Publication, welche im 22. Jahrgange der Zeitschrift „Flora“ erschien; dieselbe brachte in den folgenden Jahren noch mehrere Aufsätze verschiedenen Inhaltes von ihm. Diese Arbeiten lenkten die Aufmerksamkeit des Professors D. v. Schlechtendal an der Universität Halle, welcher im Verein mit Professor v. Mohl in Tübingen eine neue botanische Zeitung begründet hatte, auf den jungen strebsamen Mann. Da er bei Herausgabe dieses wöchentlich erscheinenden wissenschaftlichen Organes ständiger Mitarbeiter bedurfte, forderte er Karl Müller auf, in eine solche Stellung zu treten. Mit Freuden ergriff dieser die Gelegenheit, der Apothekerlaufbahn zu entsagen und sich ganz der Botanik zu widmen. Er verlegte im Jahre 1843 seinen Wohnsitz nach



Dr. Karl Müller.

Halle und war hier nicht nur für Professor v. Schlechtendal thätig, sondern studirte zugleich 1843 bis 1846 an der Universität mit allem Eifer Naturwissenschaften.

Seit 1843 veröffentlichte Karl Müller in der „Botanischen Zeitung“ mehrere Aufsätze aus dem Gebiete der Bryologie (Mooskunde), auf welchem er Specialforscher und Autorität werden sollte. In zahlreichen anderen Fachzeitschriften hat er dann in der Folgezeit die Ergebnisse seiner einschlägigen Forschungen niedergelegt, welche ihn bis in seine letzten Lebensjahre beschäftigten. Seinen Namen als hervorragender Kenner der Laubmoose begründete er mit dem Werke „Synopsis muscorum frondosorum omnium hucusque cognitorum“ (2 Bde., Berlin 1847 bis 1851), in welchem er eine Uebersicht sämmtlicher bisher bekannten Laubmoose bot. Als bald folgte demselben ein zweites verdienstliches Werk: „Deutschlands Moose oder Anleitung zur Kenntniss der Laubmoose Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande und Dänemarks“ (1853). Eine für Müller wichtige Folge dieser beiden systematischen Arbeiten waren die Beziehungen, die sich mit Forschungsreisenden in allen Ländern und Erdtheilen ergaben. So konnte er ein Moosherbarium anlegen, das

schließlich das reichhaltigste überhaupt werden sollte, indem es 12.000 Arten in 70.000 Exemplaren enthält. Es besteht Aussicht dafür, daß diese Sammlung um den Ankaufspreis von 22.320 Mark in den Besitz des Berliner botanischen Museums übergeht.

Außer der Mooskunde beschäftigten Müller namentlich in früheren Jahren auch mannigfache morphologische und physiologische Fragen, wie er auch verschiedene Pflanzengruppen vom systematischen und floristischen Standpunkte aus behandelt hat. Hauptächlich für Laien bestimmt sind sein „Buch der Pflanzenwelt. Botanische Reise um die Welt. Versuch einer kosmischen Botanik“ (1857, 2. Aufl. 1869, auch in französischer Uebersetzung) und „Der Pflanzenstaat oder Entwurf einer Entwicklungsgeschichte des Pflanzenreiches. Eine allgemeine Botanik für Laien und Naturforscher“ (Leipzig 1861). Noch eines früher erschienenen, liebenswürdigen kleinen Buches muß hier gedacht werden, „Der Schüler der Natur oder Johannes Ehrhart's Kinderjahre“ (1851), in welchem er seine eigene Jugendzeit schildert.

Müller's Bedürfnis, die Erungenschaften der Naturwissenschaft zu popularisieren, sollte reichliche Bethätigung erfahren, als er 1852 im Vereine mit Dr. Otto Ule von dem Verleger Gustav Schwetschke zur Redaction der von diesem ins Leben gerufenen Wochenschrift „Die Natur“ berufen wurde. Hiernit begann für ihn eine neue Periode seines Lebens. Dem Eifer, mit welchem die beiden Herausgeber sich ihrer Aufgabe widmeten, war es zu danken, daß das neue Unternehmen prosperirte und ihnen nicht nur volle Befriedigung, sondern auch die Mittel für ihren Lebensunterhalt bot. Als Otto Ule 1876 ein Opfer seiner Pflicht-treue ward, indem er bei einem Brande als Retter verunglückte, führte Müller die Redaction der „Natur“ allein weiter, bis er wegen vorgerückten Alters zu Ostern 1896 von derselben zurücktrat. Durch 45 Jahre hat Müller diese Zeitschrift nicht nur redigirt, sondern auch einen großen Theil ihres Inhaltes selbst verfaßt und für sie Beiträge aus allen Zweigen der Naturwissenschaften, häufig auch aus der Geographie geliefert, welcher er ebenfalls sehr zugethan war. In seinem Nachlasse findet sich eine Abhandlung über „Die Erschließung Inner-Afrikas“, welche er unmittelbar nach dem Tode Emin Paschas geschrieben.

Müller's Jugendtraum, einmal die Tropen zu sehen, ist ihm nicht in Erfüllung gegangen. Dagegen hat er die Alpen mehrmals durchwandert und die erste Alpenreise in einem besonderen Buche „Ansichten aus den deutschen Alpen“ (Halle 1858) geschildert.

An mancherlei Auerkennung hat es der reichen Lebensarbeit Müller's nicht gefehlt. Schon 1849 wurde er von der philosophischen Facultät der Universität Kofstock zum doctor honoris causa ernannt und 1896 verlieh ihm das preussische Unterrichtsministerium den Professortitel. Mehr als ein Duzend wissenschaftlicher Vereine und Gesellschaften wählten ihn zu ihrem correspondirenden oder Ehrenmitgliede, 1898 die kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher zu ihrem Mitgliede.

Karl Müller war zweimal vermählt. Seine erste Gemahlin Henriette, geb. Hauf, war die Schwägerin seines Mitarbeiters Otto Ule; sie starb nach elfjähriger Ehe. Der diesem Bündnisse enttannende Sohn Hans, 1855 geboren, welcher sich der Philologie gewidmet hatte, erlag in seinem 36. Lebensjahre einem Gehirnleiden. Zum zweitenmale vermählte sich Müller 1865 mit der Tochter des Majors Sorge aus Frankfurt a. O., die ihm zwei Töchter schenkte, deren ältere verheiratet ist.

Am 16. December 1898 beging noch Müller die Vollendung seines 80. Lebensjahres in geistiger und körperlicher Frische im Kreise seiner Familie. Doch bald darauf befiel ihn ein Leiden, das schon am 9. Februar 1899 seinen Tod herbeiführte.

Todesfälle. Hofrath Dr. Franz Ritter v. Sauer, Mitglied d. s. Herrenhauses, ehemaliger Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, wirkliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, ausgezeichnete Geologe, ist am 20. März 1899 im Alter von 77 Jahren zu Wien gestorben. Der Verschiedene war auch Vorstand der mineralogisch-geologischen Section der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturwissenschaften, von 1889 bis 1897 Präsident der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien und seither ihr Ehrenpräsident, correspondirendes und Ehrenmitglied zahlreicher in- und ausländischer wissenschaftlicher Gesellschaften und Vereine. Biographie und Porträt F. v. Sauer's finden unsere Leser in der „Kundschau“, XVI. Jörg., S. 86 ff.

Aus Sansibar kommt die Trauerbotschaft, daß der bekannte französische Afrika-reisende Mizon, Administrator der Komoren-Insel Mahorre und kürzlich zum Gouverneur der französischen Colonie Djibouti ernannt, auf der Reise dorthin plötzlich verstorben ist. Mizon nahm unter den französischen Afrikaforschern den ersten Platz ein. Nachdem er es in der Marine bis zum Schiffslieutenant gebracht, widmete er sich ganz dem Colonialdienst. Seine erste Reise durch Inner-Afrika brachte ihm einen europäischen Ruf ein. Vom October 1890 bis zum Mai 1892 durchkreuzte Mizon einen großen Theil des Niger- und des Congo-beckens, ging den Venus hinaus, besuchte die Gegend von Adamaua, durchquerte die unerforschten Ländergebiete, wo die Expedition Crampel zugrunde ging, und fuhr dann den Congo

wieder hinunter, um nach Frankreich zurückzukehren. Am 10. August 1892 schiffte er sich schon wieder in Bordeaux ein, um dieselbe Reise nochmals mit größeren Hilfsmitteln zu unternehmen. Es ist noch in Erinnerung, wie Mizon damals auf den Widerstand der Engländer stieß. Er wurde auf Befehl der Royal Niger Company festgenommen und in Kassa internirt und konnte erst nach geraumer Zeit, nachdem die englische Regierung seine Freilassung angeordnet hatte, seinen Marsch nach dem Benue und nach Abama fortsetzen. Als Belohnung für sein Verhalten nahm ihn die Regierung dann in den Colonialdienst und ernannte ihn zuletzt zum Gouverneur von Djibouti und der Somalküste. Louis Mizon war am 16. Juli 1853 in Paris geboren. Nach der Eroberung Madagaskars wurde er im Jahre 1896 zum französischen Residenten von Majunga und hierauf zum Administrator von Mayotte ernannt.

In Bonn ist am 24. März 1899 der Indienreisende **Gottlieb Wilhelm Leitner**, ein gebürtiger Budapest, im 59. Lebensjahre gestorben. Er war Lehrer des Arabischen und Türkischen am King's College in London, wurde dann an die Universität nach Lahore berufen und gewann große Bedeutung durch seine von 1866 bis 1870 im Auftrage der Regierung des Punjab unternommene Forschungsreise in Kaschmir und Klein-Tibet, besonders durch die Entdeckung der mit dem Sanskrit verwandten Dardu-Sprachen.

Am 1. April 1899 ist in Graz der Prorektor der dortigen technischen Hochschule, **Hofrath Josef Wastler**, im 68. Lebensjahre gestorben; er war Professor der Geodäsie und der Geschichte der Architektur. Von seinen geodätischen Arbeiten seien genannt: „Bestimmung des Fadenintervalles an einem astronomischen Winkelinstrument“ (1858), „Ueber die Genauigkeit der Längenmessungen mittelst Ketten“ (1876), ferner die Bearbeitung der 5. und 6. Auflage von Hartner's „Handbuch der niederen Geodäsie“ (Wien 1875 und 1884). Er war auch Mitarbeiter von Adolf Schmidl's „Das Bihargebirge an der Grenze von Ungarn und Siebenbürgen“ (1863).

Vor kurzem starb der Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens zu Florenz, **Dr. T. Caruel**.

Am 21. April 1899 ist der Senior der deutschen Geographen, der berühmte Professor **Dr. Heinrich Kiepert**, im 81. Lebensjahre zu Berlin gestorben. Ueber seine Biographie sammt Vorritt vergleiche man „Mundschau“, III. Jrg., S. 245 ff. und XX. Jrg., S. 569 ff.

Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen.

Europa

Julius Cäsar's Brückenseftung am Rhein. Die Brückenseftung bei dem zweiten Rheinübergang Julius Cäsar's zwischen Arminis und Weisenthurm ist jetzt vom Provinzialmuseum in Bonn in ihrer ganzen Ausdehnung aufgedeckt, und es sind auch mehrere Thore und eine größere Anzahl von Thürmen bestimmt worden. Sie hat bei 813 Meter Tiefe einen Umfang von 3681 Meter. Außer zwei breiten Gräben hat sie einen Wall und eine von etwa 120 Thürmen begleitete Pfahlmauer. In der Achse des Lagers wurden auch beim Baggern im Rhein die Pfähle der Brücke selbst gefunden, die Julius Cäsar für den Uebergang seiner Armee geschlagen hatte. Für diese war, wie der Entdecker Constantin Könen, der auch mit der archäologischen Leitung der Grabungen beauftragt ist, nach dem Befunde und dem durch diesen verständlichen Wortlaute Cäsar's annimmt, auch das Lager bestimmt, das mit großartigen Befestigungen, nämlich mit der Holzwauer und den Holzthürmen versehen worden, um es bei dem von ihm ausgehenden Kriegszuge gegen die Churonen durch zwölf Cohorten vertheidigen zu können und einen fernerer festen Punkt zu gewinnen zum Rückzuge Cäsar's, zur Wache gegen die Germanen und zur Sicherung der Rheinbrücke gegen eine neue Auflehnung der Trierer.

Neuentdeckte Karstgrotte. Wie aus Reifenberg (Mihlenbreg) im Gerichtsbezirke Habenschaf des Küstenlandes berichtet wird, wurde dort eine große Grotte entdeckt, die in ihrer Ausdehnung beinahe der von Adelsberg gleichkommt.

Neues Hochobservatorium in Frankreich. Die für die Meteorologie so wichtigen Hochobservatorien vermehren sich erfreulicherweise. Aus Frankreich kommt die Nachricht, daß der Pariser Bankier M. Bischoffsheim, bekannt durch die Begründung der schönen Sternwarte in Nizza, auf dem 2818 Meter hohen Mont Monnier in den Seealpen eine neue Wetterwarte erster Ordnung errichten läßt, auf welcher durch einen wissenschaftlich gebildeten Beobachter das ganze Jahr hindurch meteorologische Beobachtungen zur Ausführung gelangen werden. Das neue Observatorium wird telephonische Verbindung mit der nächst-

gelegenen Telegraphenstation im Dorfe Beuil erhalten und dadurch in den Stand gesetzt sein, die Ergebnisse der täglichen Beobachtung unmittelbar der etwa 60 Kilometer entfernten Sternwarte in Nizza behufs Weiterbeförderung und Benutzung mittheilen zu können. Kr.

Lawinensturz in Norwegen. Ueber ein eigenartiges Naturereignis wurde am 13. März 1899 aus dem Lilledal im Hinterlande der norwegischen Stadt Christiania berichtet. Infolge des mit außerordentlich starkem Schneefalle eingetretenen Thauwetters hatte sich im Gise des Lilledalbaches eine große Oeffnung gebildet, unter der sich eine ungeheure Menge von Fischen angesammelt hatte. In der Nacht löste sich von dem das Thal eingrenzenden Berge eine mächtige Schneelawine von circa 150 Meter Breite ab, die größte, die dort seit Menschengedenken gesehen wurde, stürzte mit kolossaler Wucht den Berghang hernieder, grub sich tief in das freiliegende Flußbett hinein, riß sowohl das Wasser wie die darin befindlichen Fische mit sich fort und ging durch die Gewalt des Sturzes an der anderen Thalseite wieder in die Höhe. Am Morgen nach den Naturereignissen dieser Nacht erlebten die Bewohner des Lilledals die Ueberraschung, oben am Berghange eine Menge der köstlichsten Fische verlockend auf dem Schnee ausgebreitet zu finden. Mehrere Tage lang konnte die Bevölkerung des Thales sich kostenlos von prächtigen Lachsen und Forellen nähren.

Eine antike Stadt in der Krim. Die russische Archäologische Gesellschaft hat seit längerer Zeit auf der Halbinsel Krim Ausgrabungen vorgenommen, die nunmehr ein überraschendes Ergebnis gezeitigt haben. Auf dem taurischen Chersones, ein paar Meilen von Sebastopol, hat Dr. Raschpar, der Director der Gesellschaft, eine ganze antike Stadt aufgedeckt. Die Straßen, die Häuser, die in diesen gebliebenen Gegenstände sind wohl erhalten und geben ein anschauliches Bild von dem Leben, das einst an jener Stelle geherrscht hat. Täglich werden an hundert Gegenstände der verschiedensten Art ausgegraben. Natürlich werden viele Statuen aus Marmor, Bronze und Terracotta aufgedeckt und zu einem Museum vereinigt. Die Funde reichen, wie auch massenhaft ausgegrabene Münzen beweisen, bis in die christliche byzantinische Zeit. Hier war um 550 vor Christus eine griechische Colonie gewesen, die später römisch wurde, um dann an die Tataren und schließlich an Rußland zu fallen.

Athen.

Telegraph zwischen China und Sibirien. Bereits im Jahre 1855 machte Rußland der chinesischen Regierung den Vorschlag, China mit Sibirien telegraphisch zu verbinden, aber die chinesische Regierung wies den Antrag zurück. Darauf wandte sich die russische Regierung an die dänische Gesellschaft „et store Nordisk Telegraph Selskab“, die es übernahm, ein unterseeisches Kabel von Wladiwostok bis Hongkong durch die dem allgemeinen Verkehre eröffneten chinesischen Häfen herzustellen, das wiederum mit dem Kabel der englischen Gesellschaft „Eastern Extension Telegraph Company“ nach Indien verbunden wurde. Erst 1884 gestattete die chinesische Regierung, auf ihrem Territorium Telegraphendrähte zu ziehen. Diese Arbeit führte die obengenannte dänische Gesellschaft aus. Im selben Jahre noch reichte schon der Draht bis zu den Mauern von Peking, dessen Bewohner sich aber dem neuen Beginnen sehr feindlich gegenüber stellten. Sie behaupteten, daß von den Telegraphenstangen auf die Gräber ihrer Vorfahren Schatten fällt, was die Ruhe der Todten beeinträchtige. Sie gruben deshalb die Pfähle wieder aus und zerschnitten den Draht. Da befahl die chinesische Regierung, an jedem Pfahl eine Tafel mit dem Inhalte anzubringen, daß eine Beschädigung der Telegraphenlinie mit Todesstrafe geahndet werden würde. Das half. Drei Jahre später hatte die chinesische Telegraphenlinie die Grenzen Sibiriens erreicht, mit dem nun auf Aufforderung der chinesischen Regierung eine Verbindung hergestellt wurde. Die chinesische Telegraphenlinie ist darauf mit den russischen Telegraphenstationen Nowotomsk, Wladowestschensk und der Nowgoroder Linie verbunden worden. Jetzt wird auch eine Linie Peking-Kiachta projectirt, welche etwa 2000 Werst lang sein wird. Kr.

Geplante Verbindung der centralasiatischen mit der sibirischen Eisenbahn. Nach Mittheilungen russischer Zeitschriften soll auf Anregung des Generalgouverneurs von Turkestan das Verkehrsministerium die Vorarbeiten für eine Eisenbahn von Taschkent nach Tschimkent (etwa 120 Kilometer) angeordnet haben. Diese Bahn kann als das erste Glied der zukünftigen Verbindungslinie zwischen der centralasiatischen (transkaspischen Militärbahn) und westsibirischen Eisenbahn betrachtet werden, die voraussichtlich von Tschimkent über Aulicata (Aulie-ata), Tschipek, Tomak, Werny, Kopal, Sergiopol und Semipalatinsk geführt werden dürfte, von wo dann später der Anschluß an eine Station der westsibirischen Eisenbahn erfolgen soll. Die erste Richtung verfolgt im allgemeinen die große Heerstraße, die umweit der chinesischen Grenze von Buchara nach Tomsk, mit der östlichen Abzweigung nach Kulbicha, führt. Kr.

Russische Forschungs Expedition nach Central-Asien. Wir haben bereits mitgetheilt, daß die russische Geographische Gesellschaft zur Erforschung Central-Asiens eine Expedition ausrückt, deren Mittel vom Kaiser Nikolaus gestiftet worden sind. Die Expedition, die voraussichtlich zwei Jahre währen wird, verläßt unter Führung des Lieutenant's Koslow St. Petersburg Ende März 1899 und wird den Weg durch die West-Mongolei und die Wüste Gobi nehmen, um sodann nach Ueberschreitung des Rauschengebirges durch das Kukuinergebiet zum Oberlaufe des Gelben Flusses vorzudringen.

Neue Völkerschaft in Nordwest-Sibirien. Als im Winter 1894 der ehemalige Professor der Universität Kasan A. J. Jacoby mit dem Einwohner von Obdorst J. B. Kozjakoff den Fluß Nadym, welcher etwa 110 Kilometer unterhalb der Mündung des Ob in den Obbussen mündet, untersuchte, stieß er auf ein kleines Völkchen, welches die Ostjaken Njachamar-jach („jach“ heißt ostjakisch „Leute, Volk“) nannten und dessen Sprache weder der ostjakischen mit ihren langgedehnten, weichen, pfeisenden und zischenden, noch der samojedischen Sprache mit ihren wilden, groben, gutturalen und mit r beginnenden Lauten ähnlich klingt. Auch mit den Tungusen weist dieses bis dahin unbekanntes Völkchen keine Ähnlichkeit auf.

St. Petersburg.

P. v. St.

Botanische Forschungsreise nach Persien. Dr. J. Bornmüller hat vor kurzem eine botanische Forschungsreise nach dem nördlichen Persien angetreten. Schon früher hat dieser Botaniker Persien zu gleichem Zwecke besucht.

Afrika.

Belgische Forschungs Expedition nach Katanga. Die aus Brüssel über den Tanganjikasee nach dem erzeichen Katanga abgeordnete wissenschaftliche Forschungs Expedition hat ihr erstes Ziel erreicht und ist in dem congostaatlichen Posten in Katanga, in Lusoi bei Bunketa, eingetroffen. Sie zählt sieben Europäer, als Befehlshaber den hochgebildeten, in Afrika bewährten Lieutenant Lemaire, den Geologen Devos, den Prospector Questiaug, den Leiter der Karawane Unterlieutenant Fromont, den Maler und Zeichner Darbenne, den Photographen Michel und den Unterofficier Harings. Im April 1898 aus Brüssel abgegangen, war die Expedition nach sieben Monaten in Mpuneto am Moerosee eingetroffen, von wo aus sie Ende November nach Katanga marschirt ist. Ein Dampfer der deutschen hamburgischen Afrikagesellschaft führte sie nach Veira, von wo aus ein Lastschiff sie in zwölf Stunden nach Schinde an der Mündung des Zambesi führte. Hier traf sie am 29. Mai ein. Hier neue Umladung. Zwei englische Gesellschaften, die „African Lakes Company“ und die „Flotilla Company“, befördern Reisende und Güter über den Schire und Nyassa nach dem Tanganjikasee. Die Fahrt von Schinde nach Schilomo, der englischen Grenzstation am Schire, und nach Schidwawa, dem Endpunkte der Dampfschiffahrt, erfordert 20 Tage. In Schidwawa beginnt die Straße, die nach Osten zu um die Fälle des Schire herumführt, über Blantyre geht, um den in Matope wieder schiffbaren Fluß zu erreichen. Diese ganze Gegend ist von Europäern stark bewohnt; Blantyre selbst, die Hauptstadt im Inneren, im Osten des Schire, hat 300 Europäer. Blantyre ist durch eine fahrbare Straße mit dem Schire stromaufwärts und stromabwärts von den sogenannten Murchison'schnellen verbunden. Von Schidwawa nach Blantyre sind neun Stunden zu marschiren. In Matope bestieg die Expedition wieder das Schiff, das sie über Fort Johnston am Schire bis zum äußersten Nordpunkte des Nyassasees führte. Der Dampfer geht Tag und Nacht und legt nur an, um sich mit Holz zu versorgen. Die am 8. Juni aus Schinde abgegangene Expedition erreichte mit ihren 1000 Lasten am 5. Juli den kleinen Hafen Karonga, den Endpunkt der Schifffahrt nach Norden zu. Von hier aus führt die Stephensonstraße nach Nordwesten, nach dem Tanganjikasee. Diese 900 bis 1000 Kilometer lange Straße zwischen dem Nyassa- und Tanganjikasee ist fahrbar, gut unterhalten mit Brücken über die kleinen Flüsse, die sie überschreitet; sie ist für Reiter leicht. Alle Europäer, die sich nach dem Tanganjikasee begeben, lassen sich in Hängematten tragen. Der Trägerdienst ist trefflich eingerichtet. Längs der Straße giebt es eine Reihe Posten von Karonga aus: Fort Hill, Akwa, Kawa, Kawa, Fibe. Fibe ist Hauptstation, in der die Ablösung der Träger erfolgt, auf einer Hochebene gelegen, auf der die Temperatur bis auf 5 und 6° sinkt. Es folgen die Posten Mambwe, Kawembe, Sis einer großen protestantischen Mission mit Ziegelbrennerei, Schmiedewerk, Anpflanzungen, und Abercorn, von wo die Straße nach dem Tanganjikasee schnell hinabsteigt und in Kituta am See endet. Die Expedition durchschritt in 20 Tagen mit allen ihren Lasten die Straße und erreichte am 30. Juli Kituta, von wo sie nach Moliro, am äußersten Südwestende des Sees, einem congostaatlichen Posten, zog, um ihre Forschungen zu beginnen. Am 2. August erreichte sie den am Ausgange des Moerosees gelegenen Staatsposten Mpuneto, wo sie bis zum 25. November verblieb, um das noch unbekanntes Gebiet zu erforschen.

Die Johnstonfälle in Central-Afrika. Ein großartiger Wasserfall in Inner-Afrika wird von dem englischen Afrikareisenden Boulett Weatherley, der in der Gegend des Moero- und Tanganyikasees längere Zeit der Elephantenjagd obgelegen hat, in der „British Central-Afrika Gazette“ beschrieben. Die Erforschung des Wasserlaufes des Quapula, des Hauptquellflusses des Congo, fand durch den Reisenden im Juni 1898 statt und führte zu der genaueren Besichtigung der sogenannten Johnstonfälle. Von den Fällen giebt Weatherley eine eingehende Beschreibung. Man würde, so schreibt er, vergeblich versuchen, den großartigen Charakter dieses Schaupielers der Phantasie vorzuspiegeln. Das umgebende Land bietet nichts Merkwürdiges, ganz anders aber der Fluß: seine Wasser erfüllen im Sturze die Luft mit einem betäubenden Lärm und entzünden das Auge durch ihre wunderbare Schönheit. Die Felsen haben auf die ganze Länge der Fälle das Aussehen eines rothen Conglomerates, so sind sie von der Kraft der reißenden Gewässer zerspalten und zerstückelt. Am Fuße der Fälle bilden sie eine einheitliche Fläche, aber je weiter man die Stromschnellen aufwärts verfolgt, desto rauher, ediger und zersprengter wird ihr Aeußeres. Ueberall sieht man nur Felsen und immer wieder Felsen, über welche die Wasser hinströzen, tobend, fochend und schäumend. Wenn der Zuschauer am Fuße eines der Fälle steht und über die ungeheueren Massen schneeigen Schaumes hinausblickt, so erscheinen die Wasserfälle so schroff, daß man jeden Augenblick glaubt, von ihnen verschlungen zu werden. Man ist wie betäubt, wenn man von der Spitze eines Felsens aus rings um sich die rasenden Wasser vorüberrieseln sieht. Ein Mensch würde in einigen Metern Entfernung beim lautesten Rufen die menschliche Stimme nicht mehr vernehmen. Riesenhafte grüne Wogen erheben sich in die Luft, theilen sich und stürzen in schneeigen Wolken hernieder. Mitten in diesem Getöse sieht man hier und da ruhige Becken klaren Wassers, in dessen stiller Fläche sich die großartigen Felsgruppen wie in einer glänzenden Eisfläche wiederpiegeln, ein wunderbarer Gegensatz majestätischer Ruhe zu jenem ewig wechselnden Aufruhr. An einem bestimmten Theile seines Laufes angekommen, wendet sich der Fluß im rechten Winkel, und nun erreicht das Schaupiel seinen Höhepunkt: das Getöse ist schrecklich, der Fluß scheint von einer Maseri ergriffen zu sein über seine enge Gefangenschaft in dem schmalen Bette zwischen den felsigen Ufern, es scheint zu weilen, als ob sogar die Felsen von der Gewalt des Stromes erzittern. Hier ist das Flußbett wie ein enger Canal in den Felsboden hineingeschnitten. Einige hundert Meter weiter unterhalb theilt es sich in hunderte von getrennten Canälen, die ebenso viele Wasserfälle bilden, zwischen denen die Felseninseln scheinbar ihren Halt kaum zu wahren vermögen. Jenseits dieser Stelle wird der Fluß dann wieder zu einem weiten ruhigen Wasserlaufe und bewahrt dieses friedliche Aeußere bis zu seinem Eintritte in den Moerosee.

Zwergvolf der Bambusti. Seit Stanley das alte Wundervolf der Pygmäen im großen innerafrikanischen Urwalde aufgefunden hat, sind diese völkergeschichtlich so wichtigen Stämme nicht weiter untersucht worden. Erst ein englischer Missionär, Albert Lloyd, ist im Herbste des vergangenen Jahres von Uganda aus wieder in ihr Land gedrungen. Lloyd, der ohne jede bewaffnete Begleitung war, gelangte schließlich dahin, daß das ichene Völkchen, das seinen ganzen Weg aus sicherem Versteck mißtrauisch beobachtet hatte, zutraulich mit ihm verhandelte. So erfuhr er, daß sich das kleine Volk als Bambusti bezeichnet. Eine Missionsthätigkeit bei ihnen zu entwickeln hält er für äußerst schwierig. Denn die geringe Stärke der Bambusti werde nur durch den dicken unwegsamem Urwald vor raschem Niedergange geschützt, schon jetzt schiene es, als ginge die Volkszahl zurück. Nach einer oberflächlichen Schätzung bemerkt Lloyd die Gesamtstärke der Bambusti auf etwa 10.000 Seelen.

Eine Ueberschwemmung in der Sahara. Wie der Pariser „Temps“ Mitte März 1899 aus Laghounat meldete, herrichte in der Sahara am Fuße des Großen Atlas seit einiger Zeit ein furchtbares Unwetter. Der Dued M'zi war durch den sintfluthartigen Regen riesig angeschwollen. Die Fluten des Stromes stürzten mit rasender Schnelligkeit dahin und überschwemmten das Land an vielen Stellen mehrere Kilometer weit. Die Wellen führten zahlreiche entwurzelte Bäume mit sich und viele Häuser sind eingestürzt.

Amerika.

Zwergvolf in Süd-Amerika. Auch in Amerika ist nun ein kleinwüchsiges Volk entdeckt worden, und zwar durch den nordamerikanischen Forscher Sulivan, der davon in „Harper's Weekly“ berichtet. Er traf den Volksstamm an den Ufern des Rio Negro, eines Nebenflusses des Amazonasstromes, und glaubt, daß die Heimat dieses Volkes das brasilianisch-venezolanische Grenzland ist. Die Männer messen nicht mehr denn 140 Centimeter, die Weiber sind noch kleiner. Die Hautfarbe ist ein glänzendes Rothbraun, der Haarwuchs von indianischem Typus. Die äußeren und inneren Körperverhältnisse sind sehr auffallend: ein häßliches Gesicht, enge Hüften, dünne, schwächliche Gliedmaßen, daneben ein ungewöhnlich großer und ausgedehnter Magen. Ueber Sprache und Sitten ist noch nichts Näheres bekannt.

Australien und Polynesien.

Botanische Forschungsreise in Australien. Professor Dr. Karl Göbel, der Vorstand des botanischen Gartens der Münchener Universität, ist von seiner am 5. September 1898 nach Australien und Neu-Seeland unternommenen Reise im März 1899 wieder in München eingetroffen. Zuerst wurde West-Australien untersucht. Weil dieses Gebiet von allen anderen Floragebieten durch das Meer und breite Wüstengürtel abgeschlossen ist, zeigt seine Flora auffallend viele endemische Pflanzentypen. Dann wurde Victoria in Süd-Australien bereist, wo im Vorland der Granbianberge und australischen Alpen die berühmten Farnschluchten sich finden, in denen der Waldbestand nur von Dicksonien und anderen Baumfarne gebildet wird und eine üppige Mooswelt schützt, in der auch das halbmeterhohe Niesenlaubmoos *Dawsonia* vorkommt. Den Hauptaufenthalt nahm Professor Göbel auf der Südtasel von Neu-Seeland, wo der Gelehrte unter anderen Alpentouren eine Erstbesteigung des Mount Torbise unternahm, auf dessen Geröllhalben ein botanisches Weltwunder, die sonst nirgends gefundene *Raoulia mamillaris*, daheim ist. Die dortigen Hirten nennen dieses eigenthümliche Gewächs „Schafpflanze“, weil alte große Exemplare einem auf der Halde liegenden Schafe gleichen. Eines der Exemplare, die Professor Göbel mitgebracht hat, ist 30 Kilogramm schwer und hat die Länge von $\frac{2}{3}$ Meter; es hat in keinem Museum der Welt seinesgleichen und dürfte an 1000 Jahre alt sein.

Polargegenden und Ozeane.

Zur Aufsuchung Andrée's. Von verschiedenen Seiten werden Expeditionen zur Aufsuchung Andrée's und seiner Genossen unternommen. Auf Vorschlag Nordenskiöld's ist ein junger Gelehrter, Assistent Dr. Martin aus Stockholm, von der schwedischen Regierung nach Sibirien gesandt worden, um dort nach Andrée zu forschen und namentlich über die mitgetheilte Auffindung dreier Leichen genaueste Erkundigungen einzuziehen. Am 31. März war derselbe bereits in Tomsk. — Als Beitrag für die Nathorst'sche Expedition, die im Sommer nach der Ostküste von Grönland geht, um dort Nachforschungen nach Andrée anzustellen, bewilligte der Reichstag 40.000 Kronen. Wegen 50.000 Kronen hat Professor Nathorst bereits durch private Beiträge beisammen. Nathorst selbst stellt sein auf der vorjährigen Expedition benutztes Schiff „Antarctic“ zur Verfügung. Zu Verbindung hiermit könnte interessieren, wie Hansen über die Aussichten, Andrée in Grönland anzutreffen, denkt. Wie er in der jüngst erschienenen Nummer der geographischen Zeitschrift „Jmer“, schreibt, ist er von jeher der Ansicht gewesen, daß die Ostküste Grönlands größere Wahrscheinlichkeit als andere Stellen bietet, und zwar einmal wegen der großen Ausdehnung Grönlands, dann wegen der Möglichkeit, daß der Ballon schließlich westlich oder südwestlich getrieben sei, in welchem Falle er gegen die grönländische Ostküste fliegen mußte. Hierhin wären die Luftschiffer auch gekommen, wenn sie in der Nähe von Grönland auf dem Polareis landeten, da ein großer Theil dieses Eises gegen die Ostküste treibe, und hier böten Robben, Walrosse, Bären, Renntiere und Massen von Seevögeln reichliche Nahrung. Hansen meint schließlich, daß, nachdem auch der Herbst ohne Nachrichten von Andrée hingegangen sei, die Aussichten auf ein Wiedersehen der Luftschiffer verringert wären. Aber er könne doch nicht die Hoffnung aufgeben, daß sie noch lebten. — Aus Ottawa in Canada wurde gemeldet, daß der französische Forschungsreisende Terragone, der von Nord-Maska aus Nachforschungen nach Andrée unternahm, wieder zurückgekehrt sei, ohne Spuren der Expedition angetroffen zu haben. Gerüchte wollten seinerzeit wissen, daß Indianer Mittheilungen gemacht hätten, woraus hervorzugehen schien, daß die Ballonepedition im arktischen Nord-Amerika gelandet sein könnte.

Gradmessungs-Expedition nach Spitzbergen. Wie die amtliche Petersburger Handels- und Gewerbezeitung mittheilt, geht die Expedition zur Gradmessung auf Spitzbergen am 1. Mai 1899 von St. Petersburg ab. Seitens des Marine- und Verkehrsministeriums sind der Expedition zwei Dampfer, ein Kriegerfahrzeug und ein Eisbrecher, zur Verfügung gestellt worden. Der Finanzminister hat für zwei Jahre 50.000 Rubel bewilligt. Die Expedition, deren Führer Stabskapitän Sergiewski ist, wird von dem Zoologen Bjalinski und dem Polarforscher Dr. Bunge begleitet werden. Der Eisbrecher wird die geologische Abtheilung unter Leitung des Akademikers G. Tschernitschow nach Storfjord bringen, von wo aus der Süden Spitzbergens wissenschaftlich aufgenommen werden soll. Nachdem im Sommer 1898 der Norden von der schwedischen Expedition erforscht worden ist, hofft man alsdann eine in jeder Beziehung orientierende geographische Karte von Spitzbergen ausführen zu können.

Geographische und verwandte Vereine.

Verein für Erdkunde zu Dresden. Als erster Vorsitzender des Vereines fungirte bis März 1898 ohne Unterbrechung seit einem Vierteljahrhundert Professor Dr. Sophus Nuge, aus welchem Anlasse der XXVI. Jahresbericht des Vereines das Bildnis und einen kurzen Lebensabriß des langjährig bewährten Leiters bringt. Der Verein zählte am 30. Juni 1898 33 Ehrenmitglieder, 40 correspondirende und 258 ordentliche Mitglieder. Genanntem Jahresberichte entnehmen wir, daß im 34. Vereinsjahre 1896/97 28 Sitzungen mit 31 Vorträgen und im Vereinsjahre 1897/98 32 Sitzungen mit 35 Vorträgen abgehalten wurden. Von den Vorträgen, deren Inhalt im Jahresberichte kurz mitgetheilt wird, heben wir die folgenden hervor: Stabsarzt Dr. Wille „Reise in Rußland bis zum Kaukasus“, Professor Rudolf Heyn „Täuschungen im Hochgebirge“, Professor S. Nuge „Die isländischen Sagen vom guten Weinlande“, Karl Ribbe über seinen zweijährigen Aufenthalt „unter den Cannibalen der deutschen Salomoninseln“, E. Männel „Ueber die Beshanack- oder Diggerindianer“, Premierlieutenant Wendt „Reise nach Ost-Afrika“, Franz Thonner „Sechs Monate im CongoStaate“, Missionär A. Wischlich „Verbot der nationalen Gebräuche in Krobo“, Capitän a. D. Rabenhorst „Kamerun vor der deutschen Besiznahme“, Dr. Edmund Friedrich „Vulcanische Schladen als Treibproducte der Nordsee“, Dr. Wille „Reise nach Persien“, Dr. Reinhold Nuge „Haiti“, Dr. Georg Huth „Forschungen bei den Tongusen“ 2c.

Verein der Geographen an der Universität Wien. Der Verein der Geographen an der Universität Wien feiert am 30. Mai 1899 das Jubiläum seines 25jährigen Bestandes. Alle ehemaligen Mitglieder werden ersucht, ihre Adresse behufs weiterer Verständigung dem Ausschusse (Wien, Universität) bekanntgeben zu wollen.

Vom Büchertisch.

Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Nebst einer großen colorirten Karte von Asien. Von Josef Spillmann S. J. Zweite, vermehrte Auflage. Erste Hälfte: Die mohammedanischen und russischen Länder (West- und Nord-Asien). (XII, 430 S.) Zweite Hälfte: Japan, China und Indien (Ost- und Süd-Asien). Mit einer colorirten Karte der Kiau-Tschou-Bucht. (XII, 571 S.) Freiburg im Breisgau 1896 und 1898. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 17 Mark 60 Pfennige, geb. 20 Mark 20 Pfennige.

J. Spillmann's geographische Jugendschriften haben mit Recht ungeheilten Beifall gefunden, da sie auf der gründlichen und fachverständigen Verwerthung guter und zumeist verlässlicher Originalschriften beruhen und in einem die Jugend ansprechenden Tone geschrieben sind. Dies gilt auch von dem zweibändigen Werke „Durch Asien“, von dem nun die zweite Auflage vollendet vorliegt. Der Verfasser hat sich, so weit dies für Asien möglich war, in erster Linie an die katholischen Missionschriften gehalten, für solche Gebiete aber, welche der katholischen Missionen entbehren, andere neuere Publicationen herangezogen. In Form einer Reise, wenn man so sagen will, ist das Buch angeordnet, indem die einzelnen Länder Asiens der Reihe nach besucht und in Bezug auf Landschaft, Wohnorte und Bewohner, Klima und Producte sehr eingehend geschildert werden. Dabei wird sehr häufig auch der Geschichte das Wort gelassen. Daß hierbei die Schicksale der katholischen Kirche in Asien hauptsächlich betont werden, erklärt sich aus dem geistlichen Stande des Verfassers. Dieser hindert ihn aber nicht, in seinem Urtheile gerecht und unparteiisch zu sein. So ist sein fleißiges und schönes Buch der Jugend zur Lectüre bestens zu empfehlen. Der reiche Bilder-schmuck — das Werk enthält weit über 300 Illustrationen — ist gut gewählt und zumeist gelungen in der Ausführung, wie unsere Probe auf S. 353 erkennen läßt. Freilich, da eine große Zahl der Bilder verschiedenen Missionschriften entlehnt ist und nur die Mindezahl neu ausgeführt wurde, entbehren die Illustrationen des einheitlichen Charakters.

Statistisches Jahrbuch deutscher Städte. In Verbindung mit seinen Collegen Dr. S. Bleicher, Dr. Böckh, Dr. A. Duilo, Dr. M. Flunzer, Dr. R. Geissenberger, Dr. E. Haffe, Dr. E. Hirschberg, Dr. G. Koch, Dr. G. Pabst, F. X. Pröbst, Dr. S. Reftich, S. Silbergleit, Dr. R. Singer, Dr. G. Tenius, G. Tischerschy, Dr. E. Würzburger und R. Zimmermann herausgegeben von Dr. M. Neefe, Director des Statistischen Amtes der Stadt Breslau. Siebenter Jahrgang. Breslau 1898. Verlag von Wtlh. Gottl. Korn. (VIII, 416 S.) 12 Mark 40 Pfennige.

Der neue Jahrgang des „Statistischen Jahrbuches deutscher Städte“ erscheint im wesentlichen nach dem gleichen Programm wie seine Vorgänger, wenn sich auch hinsichtlich des Inhaltes einige Veränderungen vollzogen. Während die Abschnitte über Cultus, Bibliotheken, Bäder und Begräbniswesen, welche der VI. Jahrgang enthielt, wegfielen, sind dafür die Abschnitte über öffentliche Desinfectionsanstalten neu hinzugekommen. Der Inhalt des interessanten Buches ist sehr lehrreich und kann allen denen, welchen die Verwaltung einer Stadt anvertraut ist, nicht genug zum Studium anempfohlen werden. So z. B. die Zusammenstellung der Bevölkerung nach der Höhen- oder Stockwerkehöhe der Wohnungen am 2. December 1895. Wenn von 1000 Einwohnern Hamburgs 64,4 in Keller- und Souterrainräumen wohnten, erklärt dies nicht zur Genüge die mangelhaften sanitären Verhältnisse in dieser Stadt? Ihr folgen Breslau mit 40,1, Halle a. d. S. mit 33,9, Königsberg mit 33,0 von je 1000 Einwohnern in solchen ungesunden Gelassen. Mit städtischen Schulden am meisten belastet erscheint Freiburg i. Br., und zwar mit 275 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, dann Frankfurt a. M. mit 273, Mainz mit 272 Mark, wogegen in Frankfurt a. d. O. nur 51 Mark, in Metz gar nur 9 Pfennige auf den Kopf der Bevölkerung entfallen. Die entsprechende Quote beträgt für Berlin 158 Mark.

Photographische Ansichten aus dem Fichtelgebirge. Wunsiedel. G. Kohler, Buch- und Musikalienhandlung, Fichtelgebirgsverlag.

Das Fichtelgebirge ist um seines verwickelten Gebirgsbaues willen dem Geologen sehr interessant; denn hier treffen die beiden Grundrichtungen im Baue des deutschen Bodens aufeinander: während die Falten der alten Schiefergesteine der Nordostrichtung des Erzgebirges folgen, verlaufen die Brüche wie der Böhmerwald nach Südost. Aber auch die auf dem Schiefersockel des Gebirges sich erhebenden Granitmassen sind bemerkenswerth wegen ihrer durch Erosion und Verwitterung erzeugten, oft höchst auffälligen, theils malerischen, theils bizarren Formen. Etliche der selben finden wir in ganz vorzüglichen Photographien, welche in G. Kohler's Verlag zu Wunsiedel erschienen sind, wiedergegeben. Wie ein regelmäßiges Gemäuer aus Niesenquadern stellt sich der Burgstein dar, während der Rudolfsstein aus mächtigen Platten aufgebaut ist, welche an ihren Ecken in gleicher Flucht abgerundet sind. Eine mächtige Felsgruppe auf dem Waldstein krönt ein riesiger Block in Form einer umgestürzten Schüssel, auf welcher ansehnlicher Fichtenwuchs lustig gedeiht. Auf dem Stoffeigipfel liegen gewaltige abgewitterte Granitblöcke wirr umher. Solche Photographien sind wie für den Geologen so auch für den Geographen bedeutsam, weshalb wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese schönen Bilder lenken.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Die Erdgeschichte Niederösterreichs von Johann Pefkosek. Mit 122 Abbildungen und einer Karte. Wien. Pest. Leipzig 1899. A. Hartleben's Verlag. 3 fl. 30 fr., elegant gebunden 4 fl.

Die europäischen Colonien. Schilderung ihrer Entstehung, Entwicklung, Erfolge und Aussichten von Dr. Alfred Zimmermann. Dritter Band. Die Colonialpolitik Großbritanniens. 2. Theil. Vom Abfall der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, königl. Hofbuchhandlung. 9 Mark, geb. 10 Mark 50 Pfennige.

Rio Grande do Sul von Gustavo Koenigswald. Mit 50 Illustrationen und einer Uebersichtskarte. S. Paulo 1898. Verlag des Verfassers. 4 Mark.

Geschichte Sibiriens und der Mandchurei von Albrecht Wirth. Bonn a. Rh. 1899. Verlag von Karl Georgi, Universitätsbuchdruckeri. 3 Mark.

Asia. Athen, Constantinopel, Baalbek, Damaskus, Bagdad, Jerusalem, Kairo, Neapel. Von Fr. Naumann. Berlin-Schöneberg 1899. Verlag der „Hilfe“. 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Schluß der Redaction: 21. April 1899.

Herausgeber: A. Hartleben's Verlag in Wien.

